

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Seite

Zeitschrift	69
Der Kampf um den Will. Von Julius Hart	77
Ein Grabdenkmal. Von Herbert Eulenberg	85
Die Mutter. Von Alfred Wolfenstein	88
Selbstkantsigen. Von Nehmke, Leute, Schöeler, Grautoff.	93
Dichterauslese	96

Nachdruck verboten.

Er scheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1911.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
 Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und bei der Expedition **Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3 a.**

Hotel Esplanade

Berlin

Hamburg

Zwei der vornehmsten Hotels der Neuzeit.

Jeder Arzt empfiehlt

Köstritzer Schwarzbier

aus der Fürstlichen Brauerei Köstritz, gegr. 1696

für Blutarme, Bleichsüchtige, stillende Mütter, Abgearbeitete und Rekonvaleszenten. Es ist das beste und nährhafteste Getränk für Alt und Jung, ein Nähr- und Kraftmittel ersten Ranges. Wenig Alkohol, viel Malz. Nicht zu verwechseln mit den gewöhnlichen Malzbieren. Billiger Hausbrun. Bestes Tafelgetränk. **Echt** zu haben nur in den durch Plakate kenntlichen Verkaufsstellen. Wo nicht zu haben, wende man sich an die Fürstliche Brauerei Köstritz, die gern Auskunft über bequemsten Bezug erteilt. — Vertreter überall gesucht.

Dr. Rosell

Ballenstedt-Harz Sanatorium

für Herzleiden, Adernverkalkung, Verdauungs- und Nierenkrankheiten, Frauenleiden, Fettsucht, Zuckerruhr, Katarrhe, Rheuma, Asthma, Nervöse und Erholungsbedürftige.

Diätische Anstalt
mit neuerbautem
höchster Vollendung und Vollständigkeit.

Kurmittel-Haus

für alle physikalischen
Heilmethoden in
Näheres durch Prospekte.

Herrliche
Eage.

100 Betten, Zentralheizg., elektr. Licht, Fahrstuhl
Stets geöffnet. Besuch aus den besten Kreisen.

Herrliches
Klima.

Die
Mode-Form des vornehmen Herrn

»City«

Sehr distingüirt — Äusserst bequem

Emil Jacoby

Friedrichstr. 70.
•Herz-Ecke



Sinalco

Alkoholfrei



Berlin, den 21. Oktober 1911.

Trisektion.

Aus der Südkrim ist Nikolai Alexandrowitsch in den Bezirk der Mittelmeerbahn gereist. Durch die Dardanellen durfte, über Odessa-Budapest-Venedig wollte er nicht fahren. Als er in Racconigi den König Victor Emanuel (und den zum Kolloquium gebetenen Herrn Vichon) begrüßt hat, heißt's in Berlin: „Was kann denn herauskommen? Der Ertrag wird eben so unsindbar sein wie der aller bisher vor unserem Auge und hinter unserem Rücken ausgetauschten Bündnißverträge und Freundschaftbetheuerungen.“ Ist dieser Ertrag wirklich unsindbar? Alle wichtigen Entscheidungen der letzten Jahre sind, in Ostasien und am Persergolf, in Nordwestafrika und Südosteuropa, gegen unseren Willen oder mindestens ohne unsere Mitwirkung Ereigniß geworden. Alle Imponderabilien deutscher Macht sind verzettelt, verschwaht, verzaudert. Unsere Verhandlungsfähigkeit reicht nur just so weit noch wie die Treffkraft unserer Kanonen. Als der vierte Kanzler die Möglichkeit aufdämmern ließ, fünf Millionen deutscher Soldaten könnten mobil gemacht werden, wich der Britenconcern für ein Weilschen zurück. Darin sah Herr Bassermann, Parteihaupt und Quaestor, einen Erfolg, „der an die glänzendsten Zeiten bismärckischer Staatskunst erinnert“. Weniger Kurzsichtige stöhnten: So tief sind wir nun unter der alten Höhe, daß wir, um Winziges durchzusetzen, das Schwert lockern müssen! Rußland hat kein schlagfertiges Heer: und wird von aufdringlicher Liebe umbuhlt. Petersburg, Paris, Wien sogar darf der Betrachter eher zu den Centren internationaler Politik zählen als Berlin. Kein Ertrag? Millionen Britenhirne ersehnen den

Tag, der Deutschlands Kolonien unter fremde Flagge bringt, Deutschlands Flotte als einen Trümmerhaufen in den Meeresgrund scharrt. Wo wäre dann ein starker Freund, der uns beistünde, einer nur, der aufrichtig mit uns trauerte? Alle Nachbarn, Vettern und Stammverwandten würden vergnügt die Hände reiben. Alle. Das Häuflein österreichischer Deutschen, deren Seele in unserem Reich die zweite Heimath liebt, könnte seinen Schmerz nur in verhallende Worte lösen. Für diesen Tag aber wird in Ost und West so betriebsam vorgearbeitet, für den Tag anglo-deutscher Auseinanderetzung so geschäftig in Nord und Süd. Und nur ein Tropf oder ein Trüger kann diese Vorarbeit ertraglos nennen.

„Aber wir haben, Du langweiliger Querulant, ja den Dreibund; und Du hast eben erst wieder gelesen, daß die italicnische Regierung gar nicht daran denkt, diesen Vertrag zu kündigen, dessen Werth kein anderes Bündniß ihr ersetzen könnte. Von Offiziellen und Offiziösen gehört, daß die neuen Abkommen Italien nicht im Geringsten hindern, ein zuverlässiges Mitglied des Dreibundes zu sein und zu bleiben. Was ist in Cowes, Cherbourg, Racconigi denn erstrebt worden? Die Erhaltung des Friedens; die Sicherung des status quo. Warum, Du närrischer Jeremiaß, soll mit solchen Tendenzen der ehrwürdige, der in drei Jahrzehnten bewährte Dreibund undereinbar sein?“ Darauf antworte ich: Diesen albernen, nichtsnutzigen, dem Reich gefährlichen Schwaz haben wir allzu lange schon gehört. Schluckt ihn, wie anderen Ekelquark, herunter und duldet nicht, daß Euch je wieder ein ähnlicher Brei aufgeschüffelt werde. Lüge ist die Behauptung, daß zur Erhaltung des Friedens neue Verträge, Pools, ententes nöthig seien. Lüge das Leierlied, daß in hundert Strophen betheuert, die im letzten Lustrum übernommenen Pflichten hinderten nicht die treuliche Erfüllung der alten. Lüge, wissenschaftliche, und kindischer Schwindel längst der ganze Dreibund... So derb und grob muß man zu Denen sprechen, die leise andeutender Rede ihr Ohr immer wieder verschließen.

„Der Dreibund ist eine strategische Stellung, welche angesichts der zur Zeit seines Abschlusses drohenden Gefahren rathsam und unter den obwaltenden Verhältnissen zu erreichen war; aber ein für jeden Wechsel haltbares, ewiges Fundament bildet er eben so wenig wie viele frühere Tripel- und Quadrupel-Alliancen der letzten Jahrhunderte und insbesondere die Heilige Alliance und der Deutsche Bund.“ Diese Sätze hat Bismarck nach der Entlass-

ungeschrieben; er hielt das Bündnißinstrument für ziemlich verbracht und rechnete mit Möglichkeiten, die nicht einmal im engen Bereich deutsch-österreichischer Solidarität lagen. Italien erwähnt er kaum. Er wußte, daß die Angliederung Italiens nur als ein pfiffig erfundenes Kunststück, nicht als eine fortzeugende Geniethat in der Geschichte leben werde. Das Bündniß mit Oesterreich ließ Deutschland ohne Deckung gegen einen französischen Krieg; und dem suggestiblen und nach jedem Lorberreiß langenden Crispi war leicht einzureden, die Republik der Gambaetta und Gallisset gefährde die italische Freiheit und die Souverainetät des Hauses Savoyen. (Gerade Crispi's Abschwenkung zu Deutschland und den Usurpatoren von Triest und Trient hat dann die Franzosen, die darin Undank empfanden, gegen Italien gestimmt.) Von diesem Erfolg arminischer List sprach der Entlassene lächelnd, ohne ersten Stolz, wie von einer Bülte, auf die der spürsinnige Entenjäger seinen Fuß gestellt hatte. Zu spät sah er ein, daß ihm ein Irrthum das Auge trübe, als er Italien zu den saturirten Staaten zählte. Gefättigt (schon Crispi hat's leise angedeutet) wird sich das Königreich vielleicht fühlen, wenn es beide Küsten der Adria umfaßt und im Orient mitschmausen durfte. Das ahnte Bismarck erst, als Rudini mit den Russen zu äugeln begann und Herr von Giers als postillon d'amour nach Monza ging. „Folge des caprivischen Verzichtes auf die Rückversicherung. Die Russen sind unsicher geworden, suchen neue Geschäftsfreundschaft und meinen, mit Italien, das mit Oesterreich die alte Irredentarechnung auszugleichen hat, sei was zu machen. Aber Italien ist auf Englands Flottenschuß angewiesen und kann sich deshalb nicht sehr tief mit Rußland einlassen. Immerhin wird's Zeit, diese Seite unseres Festungdreiecks mit ziemlicher Vorsicht zu behandeln. Zehn Jahre lang hat die strategische Stellung abschreckend gewirkt. Und so lange wir den russischen Kaiser nicht direkt vor den Kopf stoßen, wird er den Franzosen nicht nach Straßburg helfen.“ Seitdem sind wieder drei Lustren hingegangen. Was Bismarck mit ruhiger Kraft verhindert hatte, ist Wirklichkeit geworden: nach der franko-russischen die franko-italo-britische und die anglo-russische Verständigung. Würde er heute noch von italienischer Bundesgenossenschaft reden?

Das Bündniß sollte Italien vor französischer Ingerenz schützen und dem Deutschen Reich zur Waffenhilfe gegen französischen

Angriff verpflichtet. Heute ist Italien der Nachbarrepublik, an die sein Wirthschaftsbedürfniß es weist, eng befreundet; und wenn unsere Westgrenze bedroht wäre, stiehe aus dem Land Victor Emanuels kein Mann zu unserem Heer. Italiens Protector ist Deutschlands Feind: Großbritannien. Italiens einziger Feind ist ihm und Deutschland verbündet: Oesterreich-Ungarn. Was ist von solchem Bündniß zu erwarten? Daß die Italiener, die sich selbst nachsagen, daß sie oft Dummheiten reden, doch nie Dummheiten machen, das Band nicht lösen, ist begreiflich. Schon Nigra rief, Italien könne mit Oesterreich nur im Bündniß oder im Krieg leben. In Tirol steht Austria gewaffnet auf der Hochwacht; seine Offiziere ersehnen die Gelegenheit, die auf manchem Feld Besiegten noch einmal zuschlagen: und am Ende ist's besser, mit Conrad von Höhendorff einstweilen noch nicht die Klinge zu kreuzen. Für Italien hat der Dreibundvertrag den Werth einer Warte-
halle, in der es die dem Kriegswagniß günstigste Stunde ungefährdet erlauern kann. Das Ansehen des Deutschen Reiches bürgt den Savoyern gegen österreichischen Angriff. Und den Habsburg-Lothringern gegenitalienischen. (Bis auf Weiteres, muß der Vorsichtige hinzusetzen.) Welchen Vortheil aber bringt uns dieser Bund? Wo auch nur noch den winzigsten? In allen Krisen der letzten Jahre stand Italien bei unseren Gegnern.

Dürfen wir die römischen Herren darum schelten? Nein. Sie handeln, wie sie müssen; zu müssen wäñnen. Und können sich, wenn sie ablehnen, allzu viel auf dem Altar der Vertragstreue zu opfern, auf Bismarck selbst berufen. Sie möchten ihren unter österreichischer Herrschaft lebenden Landsleuten eine hellere Zukunft erwirken, die Adria in ein Italermeer wandeln und von Albanien aus sich die großen Straßen des Orienthandels öffnen. Das ist nur zu erreichen, wenn der schwarzgelbe Wall überklettert ist. Wir können nichts für sie thun; sie auch nicht mehr mit der Drohung schrecken, Oesterreich werde uns bei Abwehr und Angriff an seiner Seite finden. Wir können nichts bieten; also auch nichts verlangen. Sie wären Dummköpfe, wenn sie Britaniens, Frankreichs, Rußlands Freundschaft verschmähten, um in Berlin zu beweisen, daß sie bis zum letzten Wank im Kleinsten noch Treue halten. Seit sie mit Frankreich in Eintracht leben, geht's ihnen gut und sie haben den größten Theil ihrer einst ins Ausland abgegebenen Staatsrente zurückgekauft. Kein triftiger Grund also zum Tadel. Nicht einmal der Unauf-

richtigkeit dürfen wir die Männer der Consulta beschuldigen. Sie sind höflich, wie alle Romanen, und haben uns oft mit künstlich hergestellten Blumen in reicherer Fülle noch als Andere bedacht. Längst aber ihres Herzens Wollen nicht mehr geborgen. Visconti-Venosta war in Algésiras der Organisator unserer Niederlage. Im Balkanstreit stand Italien gegen die Verbündeten. Als Herr von Bethmann sich dem König vorstellen will, heißt's: Bitte, nach dem Zaren! Als Nikolai endlich dort ist, hagelt es in allen Gassen Hohn und Schimpf auf den Dreibund. Als er fort ist, wird ein von Barrère herangelostes Franzosengeschwader bejubelt. Inzwischen mit Peters und Nikita's Serben Gruß und Glückwunsch getauscht. Ist das Alles noch nicht deutlich, nicht aufrichtig genug? Die römischen Herren fühlten sich wohl in ihrem Gewissen verpflichtet, jede Zweideutigkeit zu meiden. Wer sie noch nicht verstehen will, gleicht dem Wicht, der, da ihn der Speichel des Verächters genährt hat, blinzelnd anschaut und fragt: „Regnet's?“

Herr von Bethmann-Hollweg mußte, ruhig und artig, doch deutlich, zu dem Herrn der Consulta sprechen. „Italien hat die selben Interessen und Ziele wie Britannien, Frankreich, Rußland. Diese Interessen und Ziele sind, zu unserem aufrichtigen Bedauern, nicht überall und immer mit unseren identisch. Italien wünscht für sich und seine Konsorten auf dem Balkan Raum und wünscht heißer noch die Minderung österreichischer Macht. Dazu können wir nicht beitragen. Sind weder in der Lage, Ihnen Wesentliches geben, noch, von Ihnen Beträchtliches erlangen zu können. Das Bündniß, das in der Zeit Kobilitz's und Crispis einer Interessengemeinschaft zu entsprechen schien, ist kernlos geworden. Ihnen wie uns eine Fessel. Ihnen nöthigt es manchmal wenigstens noch rednerische Rücksicht auf, die dann das Mißtrauen Ihrer neuen Geschäftstheilhaber weckt. Uns bringt es in eine unbequeme Lage, die das deutsche Volk mit seiner Würde nicht mehr recht vereinbar findet. Vielleicht wäre es beiden Parteien nützlicher gewesen, wenn man bei uns die Konzessionen, die Sie erbat, nicht bewilligt hätte. Glissons . . . Jedenfalls wäre an irgendeine Aenderung des Vertragstextes, auch die winzigste, fortan nicht mehr zu denken. Aber empfiehlt es sich nicht überhaupt, den Vertrag ablaufen zu lassen und schon jetzt gemeinsam zu erklären, daß die Regirungen beider Länder auf das alte Instrument, das in dreißigjährigem Dienst abgenutzt worden ist, keinen Werth mehr legen? Aus dem ver-

ständigsten Grunde: weil es für das Bedürfnis unserer Tage nicht mehr taugt. Sie könnten fragen, ob man's nicht trotzdem im Kasten behalten solle; auch eines obsoleten Vertrages Fortdauer stiftet doch keinen Schaden. Wittern Sie in dem Widerspruch eines dem internationalen Geschäft noch fast Fremden nicht dilettantische Anmaßung! Meine Landsleute und ihr gekrönter Vertrauensmann haben ihren Kopf für sich. Sie nehmen alle Dinge, die das Leben der Nation streifen, pedantisch ernst und können sich nicht entschließen, in Verträgen, für die im Nothfall Mark und Blut, Gut und Ehre des Volkes zu haften hat, Guirlanden zu sehen, die man, auch wenn sie verblüht und vergilbt sind, noch eine Weile hängen läßt, weil das dürre Blattwerk immerhin besser aussieht als die kahle graue Mauer. Au demeurant les meilleurs fils du monde. Doch in diesem Punkt verstehen sie keinen Spaß. Meinen, daß offiziell Verbündete weder gegen einander kämpfen noch heimlich wühlen und zetteln dürfen. Und fühlen sich in ihrer Selbstachtung herabgesetzt, wenn man ihnen die Gier zutraut, mit einem Bündniß zu paradiren, dessen Unwerth doch jeder Sachverständige kennt. „Seht Ihr: neben mir steht auch Einer!“ So mag der Schwache sprechen; und sich stellen, als sei er des Nebenmannes für jede Fährniß sicher. Das Deutsche Reich ist nicht schwach. Ist stark genug, um bei jedem Wetter und, wenn's nicht anders geht, allein gegen die mächtigste Koalition kämpfen zu können. Italien hofft, in einer anderen Gruppe seinen Vortheil besser zu wahren. Solcher Hoffnung den Weg auch nur eine Stunde zu sperren, wäre ein Staatsverbrechen. Ein neuer Kahn lockt Sie zu neuen Ufern. Glückliche Fahrt! Ich sehe keinen Anlaß zur Trübung unserer diplomatischen Freundschaft. Höchste Zeit aber scheint's mir zur Lösung eines Bundes, der die Entel der Römer und die Menschen vom Stamm Luthers, Goethes, Bismarcks als unwahrhaftige Schwächlinge kompromittirt.“

Dürfen wir warten, bis Italien den Vertrag zerreißt und die Fegen über den Brenner wirft? Müssen wir, weiß dem bösen Nachbar so paßt, den Fluch der Lächerlichkeit auf uns laden? Wir müssen nicht: wenn die Volkheit noch die Kraft hat, ihren Dienern den nationalen Willen aufzuzwingen. Fordert neue Schmach einen neuen Treubund? Noth wird ihn noch einmal gebären. Vor dem Sumpf, in den die Reichswürde zu sinken droht, kann nur eine entschlossene Schaar tapferer Patrioten sie bewahren.

Das wurde vor zwei Jahren hier gesagt; schon seit 1892, immer wieder, auf die Entwerthung des Dreibundes hingewiesen. Vergebens. Jetzt hat Italien dem Türkenreich Tripolitanien und die Kyrenaika entrißen, durch diesen letzten Streich (auf den London und Paris, nicht Berlin vorbereitet worden war) den Bundesgenossen in arge Verlegenheit gebracht und damit bewiesen, wie niedrig es den Nutzen des alten Vertrages einschätzt. Dürfen wir dem Volke grollen, das sich in die Römerglorie eines Kaiserreiches zurücksehnt? Als (gerade vor dreißig Jahren) Mancini und Blanc über die Bündnißmöglichkeit verhandelten, weigerte Bismarck ihnen jede über das Territorium des jungen Königreiches hinaus langende Bürgschaft; fürs Mittelmeer wollte er nichts versprechen, mit der Sorge für die intérêts primordiaux Italiens nicht belastet sein. Darüber mochte es sich mit England verständigen, dessen freundliches Verhältniß zum Deutschen Reich eben so unentbehrliche Voraussetzung des Dreibundes war wie der franko-italische Zwist. Beide Vorbedingungen sind längst gefallen; und Italiens Recht, seine Mittelmeergeschäfte mit anderen Partnern abzuschließen, konnte niemals bestritten werden. Daß Baratieris Heer bei Udva vernichtet, Italien durch den von England geförderten Aufstand der Derwische aus dem Nilthal gedrängt und genöthigt wurde, Kassala den Briten zu räumen, trübte die Stimmung zwischen den durch „traditionelle Freundschaft“ (Rudini) verbundenen Völkern. Italien muß auf Tunis, Abessinien, den Nil verzichten und möchte sich in Tripolitanien entschädigen. England erlaubt's nicht; und giebt, in dem Vertrag vom einundzwanzigsten März 1899, den Franzosen, als Pflaster für Faschoda, das tripolitanische Hinterland. Im nächsten Jahr sind Hanotouz und Visconti-Venosta einig. Frankreich leiht den Italienern wieder Geld und kauft ihnen Waaren ab: die entente franco-italienne ist Ereigniß. Frankreich wird in Tripolis, Italien in Marokko den wiedergefundenen lateinischen Bruder nicht am Vormarsch hindern. Der Dreibund? „Der Vertrag enthält nichts, was die Ruhe und Sicherheit Frankreichs stören könnte, und vermag die Entwicklung unseres herzlichen Verhältnisses zu Frankreich nicht im Allergeringsten zu hemmen.“ (Minister Prinetti.) „In keinem Fall und in keiner Form kann Italien je wieder das Werkzeug einer gegen unser Land gerichteten Drohung werden.“ (Minister Delcassé.) So weit sind wir im Sommer 1902. Noch im Januar hat Eng-

land von Malta die Kreuzer „Theseus“ und „Surprise“ nach Bomba und Tobruk geschickt, um an Tripolitaniens Küste seine Flagge zu zeigen und die Italiener vor einer Expansion in türkisches Land zu warnen. Laut ist in Rom ja schon gefragt worden: Andiamo a Tripoli? Herr Delcassé wirkt bei seinen londoner Gönnern für Italiens Sache. Unterstaatssekretär Bacelli muß im Parlament erklären, die Regierung denke nicht an die Annexion Tripolitaniens und der Kyrenaika. Das genügt; Italiens „Rechte“ auf diese Gebiete werden von dem Ministerium Salisbury anerkannt und King Edward giebt der Zuversicht Ausdruck, daß die alte anglo-italische Freundschaft nie enden werde. Mit Rußland (Giers, Iswolski), Frankreich, England hat Italien seinen Handel im Reinen; der Dreibundvertrag schließt solche Geschäfte nicht aus. Die Abwicklung ist nicht eilig. Wenn die Türkei aber zu erstarken scheint, Frankreich mit deutscher Nachhilfe Marokko seinem nordafrikanischen Imperium eingliedert und die Spannung zwischen England und dem Deutschen Reich so empfindlich geworden ist, daß Britanien den seinem Concern Zugehörigen nichts versagen darf, dann ist Zeit, zuzugreifen. Sonst würde die günstigste Stunde versäumt. Wir dürfen nicht klagen. Warum ließen wir den Text des Vertrages vom zwanzigsten Mai 1882 ändern, das Vertragsinstrument völlig entwerthen? *Nostra maxima culpa.*

Noch aus Fehlern weiß der Kluge Zins zu ziehen. Nach dem italienischen Ultimatum mußte das Deutsche Reich in Rom den Vertrag kündigen. Höflich; der Botschafter durfte kein nach Tadel schmeckendes Wort über die Lippe lassen und nicht einmal andeuten, wie oft er im Lauf des Winters den Herrn der Consulta gebeten habe, das tripolitaniische Abenteuer noch aufzuschieben. Da wir nicht Arm in Arm mit den Türken die Westmächte sammt Rußland in die Schranken fordern konnten, mußten wir dem Islam, der aus Deutschland zwar oft schöne Worte gehört, in Deutschland aber noch nie den Helfer aus Fährniß gefunden hat, mindestens zeigen, daß unser Weg von Italiens abbiegt. Die Demonstration wäre wirksam gewesen und hätte uns nichts gekostet. Zugleich in Rom und in Konstantinopel „sympathische“ Gefühle ausdrücken, gar (nach Englands Herzenswunsch) den Schutz der in der Türkei lebenden Italiener übernehmen: Dümmeres war nicht zu ersinnen. Wird solche Puscherei von deutscher Geduld noch lange ertragen?

Der Kampf um den Stil.

In seinem Buch „Der Kampf um den Stil“ verräth uns Kurt Hermann ein großes Geheimniß, ein „Gesetz“ seiner Kunst, das als ein Leitstern über allen seinen Gemälden leuchtet. Seit langen Jahren schon sucht er in seinen Kompositionen stets das Verhältniß des „Goldenen Schnitts“ zu verwirklichen, „und auch bei anderen Künstlern scheint erfreulicher Weise die Bedeutung dieses Goldenen Schnittes für die Kunst neuerdings mehr erkannt zu werden.“ Ein Freund von ihm, Dr. Goeringer, Arzt und Künstler, hat, wie uns Hermann sagt, „schon vor achtzehn Jahren die merkwürdigsten, bisher nicht erkannten Zusammenhänge aller künstlerischen Probleme mit dem Goldenen Schnitt festgestellt“.

Kurt Hermann und Dr. Goeringer gehören offenbar zu jenen hochbegabten Leuten, die, trotzdem James Watt schon lange tot ist, immer wieder zum ersten Mal die Dampfmaschine erfinden. Von dem Mysterium des Goldenen Schnittes erwartete man ja schon in pythagoreischen Tagen alle Einblicke in die Natur der Dinge. In den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hat man allerdings über diesen „Goldenen Schnitt“ lebhafter hin und her gestritten; als der Aesthetiker Zeising „die merkwürdigsten, bisher nicht erkannten Zusammenhänge aller künstlerischen Probleme mit ihm festgestellt“, in ihm die schon seit Giottos Tagen stets gesuchte Idealproportion gefunden zu haben glaubte. Der Künstler braucht nur diese Idealproportion zu wissen und nach ihr *more mathematico* sein Gemälde zu konstruiren: und er kann gewiß sein, daß sein Werk alle Formgefühle der gesamten Menschheit vollkommen befriedigt und entzückt. Und sollte es dennoch einen Menschen geben, einen unverbesserlichen Individualisten, der hier nur nicht sieht, wie die Anderen sehen, so wird ihm einfach bewiesen, daß er gar nicht anders sieht, sehen kann und darf, als der Goldene Schnitt befiehlt. Beharrt der Mensch trotz Alledem auf seinem Widerspruch, so besitzt jeder Aesthetiker das heiligste Recht darauf, ihn ins Irrenhaus stecken zu lassen. Auch Kurt Hermann wird jeden Kritiker, der einen Einwand gegen eine seiner Kompositionen erhebt, zu Boden schmettern: „Sie Ignorant, ich habe ja doch nach der goldenen Regel vom Goldenen Schnitt mit Elle und Millimetermaß gearbeitet!“ Die mathematische Kunstformel $3 : 5 = 5 : (3 + 5)$ ist demnach ein über alle Rafaeles und Rembrandts erhabenes, diese bestimmendes und beherrschendes Kunstgesetz, eine göttliche Macht, die sofort aus jedem Stümper, aus einem Menschen ohne alle Formgefühle ein Genie des feinsten und höchsten

Formempfindens machen kann. Eigentlich brauchen wir uns überhaupt kein Gemälde mehr anzugucken. Befeligt und entzückt starren wir auf diesen Satz $3:5 = 5:(3+5)$. Denn die Idealproportion, die uns bei den Meisterbildern in solche Begeisterung und solches Staunen zu versetzen vermag, ist ja doch von vorn herein schon in diesem „Gesetz“ enthalten. Wir sagen mit Plato, daß, wer die Idee selber zu schauen vermag, in ein viel erhabeneres Reich eingetreten ist, als diese Welt der sinnlichen Erscheinungen sein kann.

Leider aber zerfloß Zeijings Wonnetraum sehr bald wieder ins Nichts. Und längst ist der Glaube an die Heiligkeit und grundlegende Wahrheit des Gesetzes vom Goldenen Schnitt aus der Aesthetik wieder verschwunden. Solche Gesetze haben bisher immer nur eine sehr beschränkte Lebenskraft bewiesen. Die Aesthetik, die Kunstphilosophie, hat freilich von je her ihr letztes Ziel, ihr höchste Aufgabe darin gesucht, das Kunstgesetz oder solche Kunstgesetze zu entdecken, die uns die Herstellung von lauter Meisterwerken ganz sicher verbürgen und Jedermann befähigen, solche Werke unverzüglich herzustellen. Es wäre, so sagt sie, für uns Menschen doch gewiß das höchste Glück, wenn wir etwa den Schlüssel zur Idealproportion gefunden hätten, jedem Künstler einfach einen mit der Maschine herstellbaren Maßstab in die Hand drücken könnten, mit dessen Hilfe er bequem jedes seiner Werke zum Ausdruck der höchsten und begeisterndsten Formenharmonien macht. Natürlich ist dieses von der Aesthetik gesuchte Gesetz, die ideale Formel der Proportion, wiederum nichts Anderes als ein Teilgesetz, eine Teilformel der allumfassenden mathematischen Weltformel, von der unsere Naturwissenschaften phantastieren und mit der sie sich in den Besitz der Allmacht und Allwissenheit zu setzen gedenken.

Doch nehmen wir einmal an, Zeijing habe wirklich Recht gehabt. Der Goldene Schnitt sei in der That die Proportion aller Proportionen, eine ganz besondere, aus höchste beglückende Idealharmonie. Der Künstler weiß es, wir Alle wissen es. Und wenn wir von nun an eine Gemälde-Ausstellung betreten, so hängt dort Bild an Bild und jedes ist, wie die Kurt Hermanns, auf Grund der unbedingten Schönheit von $a:b = b:(a+b)$ konstruiert und damit von einer geradezu hinreißenden Schönheit der Formenverhältnisse. Bei jedem Bauwerk, jeder Plastik, jedem Drama, jeder musikalischen Komposition sagen wir: „Aha, der Goldene Schnitt!“ Und wohin wir sehen, worauf wir treten, überall jubelt es uns entgegen: $3:5 = 5:(3+5)$. Alle Menschheit wandelt selig entzückt durch diese Welt der Goldenen Schnitte dahin und singt: Es ist erreicht! Wir leben im Himmel! Das Reich der vollkommenen Schön-

heiten, der absoluten Platonischen Harmonien ist wirklich und wahrhaftig zu uns gekommen.

Doch wenn alle Menschheit so jubelt und entzückt ist und in alle Ewigkeiten hintin nie wieder etwas Anderes sehen will und sehen mag als immer nur Goldene Schnitte: ein Mensch, so glaube ich, blickt mit jammervollen Mienen darein und wartet keine Ewigkeit ab, sondern schon nach zwei, drei, fünf Jahren wird er stöhnen: Ein Königreich für ein Bild, das kein Goldener Schnitt ist. Komm, Genius, der nicht mehr $a : b = b : (a + b)$ sieht. Laßt uns Prometheus sein! Einen neuen Menschen wollen wir erfinden. Eine neue Erde, eine neue Welt schaffen, welche nur nicht von diesem Schönheitgesetz mehr regirt wird. Nur die eine Bedingung stelle ich an diesen neuen Menschen, diese neue Welt, daß er kein Zeising-Mensch, sie keine Zeising-Welt mehr sei. Dieser eine Mensch aber, der so fühlt und denkt, er allein ist, wie ich glaube, der künstlerische Mensch. Und zwischen diesem Künstlermenschen, dem ewigen Gesetzesbrecher, dem Umwandler und Neugestalter der Dinge, dem schöpferfreudigen Wesen, und dem anderen Menschen, der dem Thorenwahn von einer mathematischen Weltformel nachläuft und unwandelbare, unveränderliche Gesetze für die Weltregenten erklärt, hat sich eine nie zu überbrückende Kluft aufgethan.

Die alte Aesthetik, die ganz unbeeirrt eine Kunstgesetzelehre war und sein wollte, in ihren dogmatischen Voraussetzungen sich völlig sicher noch fühlte, hatte mit Zeising's Theorie vom Goldenen Schnitt noch einmal einen letzten Trumpf ausgespielt. Doch der Zusammenbruch auch dieser Theorie trug zuletzt noch besonders dazu bei, daß eine „neue“ Aesthetik aufkam, die mit der alten grundsätzlich brechen wollte. Sicher wird diese neue Aesthetik unserer Zeit von einem weitverbreiteten Empfinden beherrscht, daß es Kunstgesetze überhaupt nicht giebt, daß die Wissenschaft nicht im Stande ist, irgendwie ein Gesetz nachzuweisen und aufzustellen, dem sich der Künstler unbedingt zu unterwerfen habe. Der dogmatische Glaube an das Absolute, ein Ding an sich begegnet heute vielfach einem herben Spott; und die Reden von der Freiheit der künstlerischen Persönlichkeit, der einzigen Schönheit dieser Persönlichkeitkunst, vom individuellen Schaffen, pfeifen heute die Späßen von den Dächern. Doch in That und Wahrheit hat auch diese neue Aesthetik grundsätzlich mit der alten ganz und gar nicht gebrochen und das Ding an sich, das Absolute, das Gesetz, von dem man angeblich nichts wissen will, stecken doch aus allen Untersuchungen wieder den Kopf hervor. In den Kreisen unserer Künstler, Kritiker und Aesthetiker herrscht heute nur die allergrößte Verwirrung; und daß

Buch des Malers Kurt Hermann „Im Kampf um den Stil“ ist ein einziger Ausdruck dieser Konfusionen. Hermanns Ansichten und Behauptungen geben einen vorzüglichen Stoff für eine der beliebtesten Diskussionen in der Künstlerkneipe, die allemal vollkommen fruchtlos verlaufen wie das Hornberger Schießen. Denn Alles, was uns unser Maler vom Stil aus sagt, flieht, sobald wir es festzuhalten suchen, völlig in Dunst und Nebel auseinander; und vergebens sucht er uns, vergebens wie alle bisherige Aesthetik, klarzumachen, was eigentlich Stil oder Stildarstellung ist, und die vollkommenen Widersprüche zu beseitigen, die in diesem Begriff eingeschlossen liegen. Er kann es uns eben so wenig sagen, wie uns Philosophie und Wissenschaft zu sagen vermögen, was und wie eigentlich das „Ding an sich“ ist: denn der Stilbegriff und der Ding-an-sich-Begriff sind im letzten Grunde identisch. Was Hermann als „Stil“ sucht, ist wiederum nichts Anderes als das „Absolute“, „das Gesetz“. „Die Natur und die gesammte Kunstgeschichte weisen darauf hin, daß es einen von allen nebensächlichen, materiellen und persönlichen Momenten und vom Objekt unabhängigen latenten Stilbegriff geben muß, der gewissermaßen das Endziel aller Kunst, die reine Harmonie bedeuten würde.“ Nach solchen Sätzen Hermanns stehen wir allerdings wieder jenseits aller „neuen“ Aesthetik, am Anfang und Ausgangspunkt aller alten Aesthetik, beim „Ding an sich“, mitten in der Spekulation und Metaphysik. Was Zeising im Goldenen Schnitt gefunden zu haben glaubte, war eben dieses „Endziel aller Kunst“, die „reine Harmonie“, der „latente Stilbegriff“, sonst auch unter dem Namen „Der Nürnberger Trichter“ in der Geschichte der Kunst allgemein und rühmlichst bekannt.

„Der Stilbegriff ist das Endziel aller Kunst!“ Nageln wir Hermann, den Maler und Künstler, auf diesen Satz fest! Alles künstlerische Streben unserer Zeit muß also darauf gerichtet sein, daß sie zu einem Stil hingelange, einen Stil sich bilde. Das ist eine Behauptung, die wir immer wieder hören, die nicht nur Hermann aufstellt. Weil es aber nicht nur Hermann sagt, sondern weil unsere Aesthetiker, Kritiker und Künstler mit solchen durchaus nichtsagenden Sätzen und unverständlichen Forderungen sich und uns täglich die Köpfe verwirren, darum ist es so nothwendig, daß wir diesen „Kampf um den Stil“ mit dem Licht einer neuen Aesthetik beleuchten. Und die Forderung, die ich an den Künstler stelle, geht dahin, daß er seine Werkstätten endlich einmal dem Schwächer aller Schwächer verschließt, dem großen Gallimathiasredner, dem Aesthetiker, und nicht länger sich in so völlig unfruchtbaren, nutzlosen Dunst- und Nebeldiskussionen verstrickt, wie sie uns Kurt Hermann in seinem Buch zumuthet.

Diesem Autor gelingt nicht einmal, uns zu erklären, was er mit dem Wort Stil meint. Bald sagt er so, bald so, vertauscht und verwechselt immer wieder die Wortwerthe, bringt in den selben Begriff einander entgegengesetzte und widerspruchsvolle Vorstellungen zusammen. In seinem „Ding an sich“, in Dem, was er den „latenten Stilbegriff“, die „reine Harmonie“ nennt, steckt von vorn herein ein absoluter Widerspruch und vergebens haben sich Philosophie und Wissenschaft seit Jahrtausenden bemüht, sich von diesem Widerspruch, diesem Gallimathias ihrer Behauptungen zu erlösen.

Wenn, so sagte ich, der „latente Stilbegriff“ von Zeising wirklich gefunden wäre, die Aesthetik in der That den von ihr stets gesuchten Nürnberger Trichter, das Alles beherrschende Kunstgesetz entdeckt hätte, so würde der künstlerische Mensch nur noch das eine Interesse haben, eine andere Welt, einen anderen Menschen hervorzubringen, in denen dieser „latente Stilbegriff“ keine regierende Gewalt mehr ausübt. Im Zeichen des Nürnberger Trichters könnten Goethe und Buxtehude, Velazquez und Friß Triddelfriß die selben Meisterwerke herstellen. Selbst Kurt Hermann hat eine Ahnung davon, daß das Land seines künstlerischen Strebens, das Idealreich seiner künstlerischen Sehnsucht, das Reich des latenten Stilbegriffes, das Todesland aller Kunst sein würde: „Mit der Erreichung dieses letzten Zieles, nämlich eines absoluten Stiles, wäre das Leben der Kunst erschöpft.“ So sagt er. Doch, Gott sei Dank dafür: der Mensch irrt, so lange er strebt! Dank diesem Irrthum ist er glücklicher Weise davor bewahrt, in das Reich des absoluten Stiles hineinzugelangen. Der Engel des Herrn steht mit dem flammenden Schwert vor Hermanns Künstlerparadies. Entweder bleibt der Künstler draußen vor den Thoren und kommt überhaupt nicht herein. Er schafft dann Kunstwerk auf Kunstwerk. Doch sie alle beruhen auf einem Irrthum, sind Stümperwerke; und nur auf Grund eines Irrthums ist ein Kunstwerk möglich. Oder der Künstler vermag an dem Engel vorbeizuschlüpfen; aber sobald er das Reich der „höchsten Kunst“ betritt, fällt er platt hin, das künstlerische Leben in ihm ist „erschöpft“ und die höchste Kunst ist Nicht-Kunst.

Die Stil-Heilslehre Hermanns läuft ganz offenbar in einen grenzenlosen Widerspruch, in eine absolute Absurdität aus. Wir wollen doch zunächst einmal vom Diesseits sprechen, im Diesseits bleiben und uns allein mit der Kunst unserer Künstler beschäftigen, die da Menschen von Fleisch und Blut sind, und das Jenseitsreich der „reinen Harmonie“, des „latenten Stilbegriffes“, das künstlerische Idealreich, in welchem jedoch alle Kunst aufgehoben und vernichtet ist, diese alte ewige Nirwanawelt wollen wir getrost den

Metaphysikern und Theologen überlassen. Hermanns Satz, die Natur und die gesammte Kunstgeschichte wiesen darauf hin, daß es nothwendig einen „latenten Stilbegriff geben müsse“, wollen wir an dieser Stelle nur mit dem größten aller Fragezeichen versehen. In eine Absurdität, in einen Widerspruch endet die Stillehre unseres Malers. Denn sie ist überhaupt von Anfang bis zu Ende eine einzige Kette von lauter Widersprüchen und absurden Behauptungen. Diese Widersprüche zu lösen und zu beseitigen, völlig aus ihrem Denken zu entfernen, muß die wichtigste Aufgabe einer neuen Aesthetik sein.

Kurt Hermann legt in seinem Buch das Hauptgewicht darauf, daß seine Stillehre eine schöne Einheit von Kunst und Wissenschaft vorstelle. Doch gerade diese Absicht, Kunst und Wissenschaft zusammenzubringen, wird ihm verhängnißvoll und macht alle seine Versuche zu einem Danaidenbemühen. Ich stelle ihm gegenüber die Behauptung auf, daß die Grundforderungen der Aesthetik, der Kunstwissenschaft und des Kunstschaffens selbst so verschieden wie nur eben möglich sind. Das, was unsere Aesthetik von der Kunst aussagt, und Das, was die Kunst von sich selber aussagt, hat nichts mit einander zu thun. Für Hermann wäre es daher viel wichtiger, zunächst, *irgend* zu sagen, *was* streifige, *was* unstreifig ist, *was* betrachtung unterscheiden zu lernen, bevor er sie vereinigt.

„Der Stilbegriff ist das Endziel aller Kunst!“ Das bildet allerdings den Kernpunkt auch dieser Stillehre, wie jeder. „Die größte und gewaltigste Aufgabe für die Kunst unserer Zeit besteht darin, daß sie zu einem Stille gelangt!“ Wenn man solche Lehren dem Künstler predigt, so bringt man ihn in völlige Verwirrung und er weiß ganz und gar nicht, was er anfangen soll. Diese Sätze beruhen auf einer Verwechslung und bringen zunächst einmal vollkommen konfus durcheinander, was eine Aufgabe der Kunst und was eine Aufgabe der Wissenschaft ist. Das anschaulich-jinnliche, individuell-personliche Sehen des Künstlers und die begriffliche, abstrakte, gelehrtartige Ding-Auffassung der Wissenschaft, die Vorstellungswelt des Künstlers und die ganz vorstellunglose wissenschaftliche Begriffswelt stehen gerade in einem diametralen Gegensatz zu einander. Goethe, der Dichter, denkt und schreibt nicht abstrakt, wie Immanuel Kant, der Philosoph. Der moderne Stilglaube, wie er uns bei Hermann entgegentritt, verräth deshalb nur den großen Mangel unserer Zeit am einfachen, elementaren und natürlichen künstlerischen Empfinden. Es ist eine geradezu ungeheuerliche Aesthetik, die der Kunst die Aufgabe zuweist, einen Stilbegriff darzustellen, und wir verdanken solchen Lehren nur die

grenzenlose Unkunst unserer Zeit, die in der That immer nur solche Stilbegriffe uns darstellen will, einen gothischen oder romanischen, einen Rokoko- oder Empire-Stilbegriff, je nach Bestellung. Doch was ein Stilbegriff ist, sagt uns allein die Wissenschaft; und sie sagt es uns durchaus nachträglich, wenn die Kunstwerke schon vorhanden sind, längst geschaffen wurden. Sie sagt es uns, indem sie viele Kunstwerke in Gruppen zusammenfaßt und sie auf die allen gemeinsamen Merkmale hin untersucht, um sie zu etiketiren, zu ordnen und zu systematisiren. Diese Merkmalbezeichnung der Wissenschaft ist stets eine abstrakte, schematische, schablonenhafte Bezeichnung, welche sich gegen die noch ganz besondere, individuell-, begrifflich völlig unfaßbare Formgestaltung, mit der es der Künstler zu thun hat, gerade durchaus blind verhält. Sage ich, man könne stilistisch die Eichen auch daran erkennen, daß sie wellenförmig gerandete Blätter besitzen, so ist Das ein abstraktes, schematisches Kennzeichen. Denn diese wellenförmige Randung differenzirt bei den einzelnen Blättern wieder auf mannichfache Weise.

Die heterogensten Dinge lassen sich doch immer wieder unter so gemeinsamen Merkmalen zusammenfassen, und je weiter die Schablone, je umfangreicher, schattenhafter, vorstellungloser der Begriff, die Abstraktion ist, desto mehr Dinge und Vorstellungen lassen sich in ihr unterbringen. Wir nennen diese Schablonen, Begriffe, Abstraktionen, unter denen wir die Erscheinungen ordnen und zusammenfassen, auch wohl Gesetze. So ein ganz vages, allgemeines, überall anwendbares Stilgesetz, das für alles Mögliche paßt, ist, zum Beispiel, die Formel vom Goldenen Schnitt. Die wissenschaftliche Behauptung und Annahme ging allerdings immer dahin, daß diese Begriffe, Gesetze, Schemen und Schablonen, diese nur orientirenden Wegweiser in der Fülle der Erscheinungen die Urdinge, die Schöpfungsmächte, die regirenden und lenkenden Daseinmächte seien. Auf dem Wege dieser Stilbegriffsbildungen, der Gesetzesformulirungen in mathematischen Zeichen, des abstrakten Denkens glaubte man in die schöpferischen Kräfte der Natur einzudringen und diese sich unterthan zu machen. Aber gerade in unserer Zeit enthüllt sich mehr und mehr der große Irrwahn dieser Wissenschaft, die an Dem, was Leben, Schaffen, Schöpfen ist, stets blind vorüberging. Die systematisirende, stilbegriffbildende Wissenschaft eines Linné etwa kann uns gar nichts von dem Leben der Pflanzen verrathen und vermöchte am Allerwenigsten eine Pflanze ins Dasein zu rufen. Eben so konnte die alte Gesetzesästhetik, die auf den Voraussetzungen von einem bestimmenden und schöpferischen Wesen der Kunstgesetze beruhte, uns nie Etwas über das Wesen des künstlerischen Schaffens aussagen.

Ermanns Buch beruht auf dem allerdings weit verbreiteten und oft ausgesprochenen Grundgedanken, daß es für die Kunst unserer Zeit keine wichtigere und höhere Aufgabe gebe als die, zu einem Stil zu gelangen. Dieser Kampf um den Stil aber muß von einer neuen Aesthetik schroff abgelehnt werden. Nie kann das künstlerische Schaffen darauf ausgehen, Stilbegriffe zu bilden. Wie die menschliche Sprache, so ist auch die Kunst da, um ganz bestimmte Empfindungen, Gefühle, Vorstellungen, innere Bilder und Erlebnisse in materiellen Gebilden zu verkörpern. Ein Schullehrer aber geht durch die Welt hin und redet in Begriffen, Abstraktionen, Schemen und Gesetzen. Der Mensch spricht, so sagt Dieser, um Subjekt, Objekt und Prädikat zu bilden, indikative und konditionale Sätze. Und wenn dieser Schullehrer unseren Kindern Bücher in die Hand giebt, so verlangt er von ihnen, daß sie in ihnen nicht auf Das achten, was an Gefühlen, Erlebnissen, Vorstellungen ausgedrückt ist, sondern auf die grammatischen Regeln sammt deren Ausnahmen. Solch ein Schullehrer ist der Aesthetiker, der uns einreden will, die höchste Aufgabe des Künstlers sei, einen Stil zu bilden. Stil ist kein Objekt der Kunst. Kann überhaupt nicht dargestellt werden. Sondern Stilbegriffe werden gebildet auf Grund einer wissenschaftlichen Methode, mannichfache Dinge unter dem Gesichtspunkt gemeinsamer Merkmale zu gruppieren und anzuordnen. Ein wissenschaftliches Erkenntnißprinzip wird uns als ein künstlerisches Schaffensprinzip vorgetäuscht.

Wilhelmshagen.

Julius Hart.



Der Künstler hat zur Natur ein zwiefaches Verhältniß: er ist ihr Herr und zugleich ihr Sklave. Er ist ihr Sklave, insofern er mit irdischen Mitteln wirken muß, um verstanden zu werden; ihr Herr aber, insofern er diese irdischen Mittel seinen höheren Intentionen unterwirft und dienstbar macht. Der Künstler will zur Welt durch ein Ganzes sprechen; dieses Ganze findet er aber nicht in der Natur, sondern es ist die Frucht seines eigenen Geistes oder, wenn man will, das Anwehen eines befruchtenden göttlichen Odems. Der Künstler muß die Natur im Einzelnen fromm und treu nachbilden; allein in den höheren Regionen des künstlerischen Verfahrens, wodurch etwa ein Bild erst zum eigentlichen Bilde wird, hat er ein freieres Spiel und darf sogar zu Fiktionen schreiten. Die Kunst ist der natürlichen Nothwendigkeit nicht durchaus unterworfen, sondern hat ihre eigenen Gesetze.

(Goethe.)



Ein Grabbe = Denkmal.

Grabbe hat fast zwei Jahre in Düsseldorf verbracht, die beiden letzten werthvollen Jahre seines kurzen, nicht ganz fünfunddreißigjährigen Lebens. Er hat seinen „Hannibal“, der mehr werth ist als alle anderen Römerstücke des vorigen Jahrhunderts zusammen addirt, hier gebichtet und seine „Hermannschlacht“, die heute noch so köstlich kräftig wie westfälischer Schinken schmeckt und neben Kleistens teutonischem Nachwerk als ebenbürtiges realistisches Gegenstück mit seinen Lichtern und Schlag Schatten bestehen wird in saecula saeculorum. Ich kann verstehen, warum Düsseldorf sich nicht gern durch ein Monument mit dem Andenken Robert Schumanns verbinden mag. Denn Schumanns Beziehungen zu unserer Stadt sind keine glücklichen gewesen und er hat, lange bevor dem größten Sohn Düsseldorfs, Heinrich Heine, hier sein Denkmal verweigert wurde, als Erster das Wort vom „An dank Düsseldorfs“ geprägt. Aber Grabbe hat, so weit sein zertrümmertes Gemüth es ihm gewährte, sich wohl gefühlt in unserer Stadt. Er hat hier Freunde und Verleger gefunden und einen kleinen Kreis, dem es freilich nicht klar wurde, aber doch dämmerte, welch ein Genius in diesem dämonischen verlotterten Zwerg lebte. Es brauchte darum nicht nach verspätetem schlechten Gewissen auszugehen, wenn Düsseldorf diesem eigenartigsten deutschen Geist, der im vorigen Jahrhundert in seinen Mauern gelebt und gewirkt hat, jetzt einen Denkstein weihen würde. Hat man doch in den letzten Jahren eigentlich eine Rase und ein Verständniß für die reizvolle Poetenerscheinung Grabbe und für die tiefere Bedeutung seiner dramatischen Dichtungen mit ihrer Ueberfülle von Geist und Wiß und Schönheit bekommen. Sieht man doch in den Tagen Schatz, der ihm nicht das Wasser zu seinem Punsch reichen kann, erst ein, wie uns Deutschen in diesem Bündel voll von Scherz, Satire und Ironie wieder einmal der Lustspieldichter entgangen ist, den wir gebrauchen könnten. Merken wir doch jetzt erst bei den tollschönen Stellen seiner Stücke, welch eine titanische Tatkraft dieser Heldenerschaffer hatte, der einen Sulla, einen Hannibal, einen Barbarossa, einen Napoleon würdig und groß auf die Bühne stellen konnte. Und wenn ihm auch nicht in unserer Zeit eine solche glorreiche Wiedergeburt wie seinem besonneneren Zwillingbruder Hebbel widerfahren ist, so würde doch kein Literaturprofessor heute mehr wagen, diesen „Buonarotti des deutschen Dramas“, wie der mausrote Scherer noch gethan hat, unter die „Genieaffen und dramatischen Stümper“ herabzusetzen. Bedenken aus Gründen der Rasse, wie bei Heine, liegen bei einem Denkmal für Grabbe auch nicht vor. Dieses pandämonium teutonicum war so urdeutsch wie kaum Einer, sprach westfälisch wie ein Bauer, wuchs sein mußte, und erwuchs aus dem Teutoburgerwalde, dem Boden der Hermannschlacht. Auch moralische Einwände gegen ein Monument von ihm dürften kaum mehr laut geltend gemacht werden. Denn wenn etwa wegen allzu großer Vorliebe für den Alkohol ein

Dichter sich um seine Denkmalsberechtigung bringen könnte, so dürfte es kein Schöffel- und kein Reuter-Denkmal in Deutschland geben. Und Beide, die er an Genialität und Kraft um einige beträchtliche Ellen überragt, haben ihrer mehrere (und noch dazu an den schönsten Punkten unseres Vaterlandes) gefunden. Wir kommen schließlich ganz langsam ja zu der Erkenntniß, daß ein Voet nicht durchaus, wie es nur noch bei jedem seligen Fürsten als selbstverständlich vorausgesetzt wird, alle Tugenden in sich vereinigt prästiren müsse. Und man lernt auch in Deutschland allmählich einsehen, daß nicht hinter jedem Denkmal eines Künstlers die Einmüßelung eines Führungzeugnisses unbedingt nothwendig ist. In Paris hat man jüngst sogar, im Luxembourg-Garten, Verlaine eine Herme gesetzt, Verlaine, dem Verbrecher, dem poète maudit, einem der wüthendsten Pornographen aller Zeiten, der wegen widernatürlicher Laster im Gefängniß gefesselt hat, aber, nebenbei gesagt, das größte lyrische Genie gewesen ist, das Frankreich jemals beschieden wurde. Wagen wir also ruhig, einem so gewaltigen dramatischen Dichter wie Grabbe ein Denkmal zu setzen, trotzdem es zuweilen vorgekommen sein soll, daß er, dem seine Kunst nur ein paar lumpige Thaler und bei hundert Menschen gegen einen nur Gelächter und Hohn eingebracht hat, in seiner Verzweiflung zum Branntwein griff. Der bedeutungslosen Denkmäler haben wir genug. Setzen wir diesem eigenartigen Künstler und Menschen den ersten besondern Stein in Deutschland, eine schöne Herme irgendwo im Grünen, wie sie die Griechen Einem, der den olympischen Sieg errungen hatte, zu setzen pflegten. Welch eine schöne Aufgabe wird es für einen unserer jungen Bildhauer sein, die zerrissenen Züge dieses Genies mit „dem Mund, der sich nie gleichgiltig bewegte“, wie Immermann später bekennen mußte, in Stein auszuhaun, dieses ergreifende Gesicht mit dem Rainstempel des Dichters, das Danton ähnlich sieht und zur Zeit der Französischen Revolution hätte wachsen können! . . . So lange dieser Traum von einem Grabdenkmal in Düsseldorf noch nicht marmorne Wirklichkeit geworden ist, mögen hier im Namen der Hoffnung diese Verse stehen:

Oft in den schmalen und verwachsenen Gassen
 Der Altstadt glaubt' ich, Freund, Dein Bild zu sehen.
 Es kam gekrochen, konnte kaum mehr gehen,
 Den Tod schon im Gesicht, dem magern, blassen.

Doch tapfer schnittst Du dem Feind Hein Grimassen
 Und bliebst dann zitternd an den Häusern stehen,
 Sahst lachend diese Welt sich um Dich drehen,
 Dem wilden Geist in Dir ganz überlassen.

Dich rühmte Keiner einst, verirrter Sänger,
 Ein Fuselbunzt umwehte Dich, ein trüber,
 Und Schatten tanzten um Dich Kattenfänger,
 Der Rhein floß vor Dir wie die Zeit vorüber.

So mög ein Stein hier Deinen Ruhm bezeugen,
Vor dem sich heut die besten Deutschen beugen.

Dein mächtiges Hirn, das einst Heroen speiste,
Grüßt dann vom Sockel uns mit hohem Leuchten.
Wie Viele starben, die sich besser dachten,
Nicht voll des Gottes, der Dein Blut durchkreifte!

Dein herber Mund mit seinen schmalen Lippen,
Er würde noch im Tode sie verlachen,
Die Alles fertig, doch nichts herrlich machen
Und ängstlich an dem Born des Bacchus nippen.

Und nächstlich, wenn rings Alles um Dich schlief,
Die Bäume wie die Menschen satt vom Leben,
Dann würde aus vergangner Zeiten Tiefe
Sich Dein zerrissenes Marmorhaupt erheben.

Und wie ein mitternächtiger Zaubermeister
Kieffst Du auß Neue wach die jungen Geister.

Düsseldorf.

Herbert Eulenberg.



Der Dichter der „Leidenschaft“, der „Anna Walewsta“, des „Natürlichen Vater“ und anderer starken deutschen Dramen hat mich gebeten, diesen Ausruf auch hier zu veröffentlichen und den Lesern der „Zukunft“ zu sagen, daß die Rendantur des düsseldorfer Schauspielhauses Beiträge zu einem Grabbe-Denkmal annimmt. Seinen Wunsch habe ich gern erfüllt; trotzdem ich, leider, den Hannibaldichter nicht so hoch schätzen kann, wie Herr Eulenberg thut. Si'l pouvalt: das böse Wort bleibt, als trauriges Motto, über dem Lebenswerk Grabbes unverwischbar. Ob er ein Säufer und Lübian war, kümmert mich nicht. Daß ein Dämon in ihm wühlte und ihn manchmal kleine Geniewunder wirken ließ, kann kein Wachser leugnen. Keiner, der Dichtung zu schmecken, zu wittern vermag. Daß er nicht arbeiten, titanisch Geschautes nicht in Klarheit gestalten konnte, hat ihn um den Preis, um die Voetenkrone gebracht. Wenn er gekonnt hätte! Vielleicht dürften wir dann eines zweiten Heinrich Kleist, eines an Farbenfülle noch reicheren, uns freuen. Ihm fehlte die Geduld des Gärtners und Krankenpflegers, der unermüdlche Fleiß des Imkers, des Ibsen. Und den Kranz des Dramatikers hat kaum je ein trällernd durch des Lebens Weite und Enge Spazirender sich gewunden. Auf dem plump gezimmerten Schaugerüst versagt der feine Skizzenreiz allzu oft. Arbeit: vor jeder Bühnenpforte dräut das Gebot. Was auf den Brettern dauern soll, muß bis ins Kleinste ausgearbeitet und gegen den Zugwind der allem Kunstgebild widerspenstigen Eklepsis gebichtet sein. Die herrlichste Vision,

die verwegenste Traumkraft, der männlichste Volksliebton sogar, lieber Herr Gulenberg, genügt da nicht; das Erschaute, Erfühlte muß so lange in neue Formen umgegossen werden, bis es den besonderen Daseinsbedingungen der Schaubühne genügt und die hereingewinkte Menge sich, in der kurzen Frist eines Theaterabends, in das Werk einblenden, einfühlen, einhören kann. Verführer war Grabbe, nicht Führer. Dennoch: warum nicht ein Denkmal? Und warum versucht's Herr May Reinhardt nicht einmal mit einem Grabbe-Fragment?



Die Mutter.

Den grau und schwarz ragenden Grabmälern nahte ein Leichenzug. Hinter dem Sarge ging als Erster allein der Sohn. Er hielt sich gerade, aber sein Blick schlich unten auf dem Weg hin, in dessen weißen Bewurf die Tritte der Träger vor ihm ein immer wiederkehrendes Muster gedrückt hatten. Er sah auf seine Füße: wie einer nach dem anderen in den knirschenden Sand trat und es immer gleichmäßig weiter ging. Wenn er jetzt plötzlich stehen bliebe! Er hatte ein leeres Verlangen, nichts zu thun, keine Bewegung zu machen. Wie da dieser Zug stoßen würde, den seine Gedanken mit ihrer unverändert fühlen Klarheit in seiner ganzen Länge sahen: zuerst, Arm in Arm, Hand in Hand oder mit den Blicken zusammenhängend, die Verwandten, in deren Ähnlichkeit mit ihm und in deren vertraulich gerührter Haltung sich die Nothwendigkeit ihrer Theilnahme zeigte; dann die Freunde, die gern mit ihm trauerten, und andere Bekannte, in gedämpften Gruppengesprächen nachschlendernd oder zu beiden Seiten aus dem Zug sich lockern, um an die Spitze zu kommen. Wenn er eine Stodung in die feierliche Gleichmüthigkeit brächte! Er blieb stehen. Der Onkel sagte von hinten den Arm des jungen Mannes und zog ihn stützend weiter, während er ihm mit der anderen Hand über das Haar strich.

Sie kamen an das Grab. Er sah das Loch in der Erde und der Sarg, der es ausfüllen sollte, wurde von den Trägern auf den Boden gestellt. Und er dachte, daß seine Mutter darin liege, die vor ein paar Tagen noch vor ihm gestanden hatte, ihre schlanke, kraftvolle Gestalt, und ihm die Hände auf die Schultern gelegt und sie zärtlich lächelnd zurückgedrückt hatte; er dachte, daß sie jetzt ausgestreckt in diesem Kasten liege und vielleicht bei der Bewegung des Sarges hin und her falle, die Tote. Da war ihm, als würde er auf den Boden hingeschleudert, und er hoffte, zerschmettert zu werden. Doch als er sich kniend, auf die Fäuste gestützt, wiedersand, wußte er Alles, was um ihn war. Während er an den Schatten, die auf dem Boden hin und her krochen, und den murmelnden Stimmen den Fortgang der Ceremonie verfolgte, starrte er in den Abgrund hinein und ihm schien, er habe immer darauf

gewartet, Daß einmal zu sehen, und dürfe nun nicht mehr geduldig oben bleiben. Ein Bild trat fest hervor, das schon lange auf sein Bewußtsein gelauert hatte. Als Knabe hatte er sich einmal, ehe er schlafen gehen mußte, auf den Schoß der Mutter geworfen und, wie ein Erwachsener ihr Gesicht in beide Hände nehmend, gesagt: „Wenn Du stirbst, dann erschieße ich mich!“ Sie lächelte, drückte ihn an ihre Brust und begegnete seinem begeisterten Auge noch einmal mit einem etwas spöttischen Lächeln. In der Nacht hatte er es wirklich geträumt und war aus dem Schlaf emporgefahren. Er suchte zusammen und sprang auf. Die Träger hatten die Laue gepackt, der Sarg hing über dem Loch, er schwanzte, schaukelte, senkte sich. Die Verwandten umringten den Hinstarrenden; er sah den Sarg nicht mehr und wollte sie fortschieben, er mußte vorwärts, sehen. . . . Aber er stand noch auf seinem Platz. In seinen Händen, auf der Schulter, überall fühlte er fremde Finger. „Erschieße ich mich?“ dachte er; und die Unfähigkeit, Etwas zu thun, brach ihm fast das Herz. Er merkte, daß man ihm einen Haufen Erde in die Hand schütete, aber er rührte sich nicht. Ein Schweigen entstand um ihn. Dann schlugen schnell hinter einander hinabgeworfene Erdschollen auf den Grund. Die Bewegung um ihn wurde plötzlich lebhafter, der Hall der Stimmen lauter. Er sah dann, daß die Schatten, einer nach dem anderen, verschwanden, und süßte sich mit Befriedigung allein. Bald brannte die Sonne frei auf seinen Platz.

Er hob langsam das Gesicht: Niemand war da. Vor ihm wölbte sich ein Hügel. Er schob sich heran, drückte den Kopf hinein und weinte um die verlorene Mutter.

„Wenn eine Pflanze von der Erde getrennt wird, muß sie zu Grunde gehen.“ So waren die Gedanken, die sich nach der ersten Erleichterung durch seine Thränen an ihn hängten. Er stand auf. Die Sonne verjank mit triefend rothen Farben in den heißen Dunst des Horizontes. In seinem Gehirn lag es wie ein fester Klumpen und drückte das Blut in ein dumpfes Fieber; aber es war auch, als bewegten sich da bestimmte spize Gedanken und stächen ihm in das Schwere hinein. Er bekam ein Verlangen, den Hügel aufzureißen, wieder das Loch zu sehen; er nahm einen Kranz weg. . . . Da kam ihm ein Klang zum Bewußtsein; er erschrak fast: „Rom!“ Lebendig und schön tönte es. Jetzt wußte er, daß neben seinen Schmerzen in all den Tagen auch immer dieser Klang bei ihm gewesen war.

Morgen war der Tag, an dem er nach Italien abreisen wollte. Die besorgten Verwandten hatten ihm gerathen, die Reise trotzdem bald anzutreten. Welcher praktische Rath! Nicht in jedem Augenblick an diesen Ort eilen zu können, wenn Unruhe und Einsamkeit ihn mit ihren vernichtenden Qualen ergriffen! Dann würde es kommen wie damals, als er zum ersten Mal auf längere Zeit fortgegangen war, in die Universitätsstadt. Dort hatte sich gleich von der Ankunft an eine beängstigende Unfreiheit seiner bemächtigt, er mußte sich in jeder Minute die gewohnte Umgebung, in der seine Mutter sich zur Zeit bewegte,

vorstellen; ihre vertrauten Beschäftigungen und Gespräche. Er war unfähig, sich dem Fremden um ihn anzupassen und irgendetwas unter den neuen Umständen zu thun. Bis die Stunde immer näher kam, wo sie ihm sonst den Gutenachtkuß gegeben hatte. Da lief er nach dem Bahnhof; und erst der Anblick des Fahrplanes und das Bewußtsein der Möglichkeit, in wenigen Stunden zurückzugelangen, milderte seine Verwirrung. Jetzt kam ihm unglaublich vor, daß er sich damals noch so leicht bezwungen hatte. Der Gedanke, daß sie da unten liege, würde ihm in der Ferne jede Bewegung unmöglich machen. Wie konnte er abreisen, da er sich nicht einmal fähig fühlte, von hier fort zum Thor hinaus zu gehen!

Als er so stand und bald auf das Grab, bald über den großen Friedhof mit schmerzenden Augen blickte, sah er den Totengräber mit einer Siebkanne in der Hand herankommen. Unwillkürlich machte er eine Bewegung, sich zu verstecken. Und da ihm gleich darauf seine innere Absicht klar wurde, trat er hinter einen hohen Leichenstein. Er wollte die Nacht hier verbringen.

Der Mann kam heran; er trug eine Pfeife im Mund und stieß mit leise passendem Laut kurze Rauchwolken aus. Er besprengte die Kränze und begoß die Blumen, nahm seine Pfeife aus dem Mund und roch an ihnen. Endlich ging er. Nun aber kamen Arbeiter und der Verborgene zog sich von Grabmal zu Grabmal in den hinteren Theil des Friedhofes zurück. Bald wurde es schwer, den Weg unter den Füßen zu finden. Er wollte vermeiden, auf Gräber zu treten, aber die meisten hier hatten keinen Hügel mehr; ihr Umriß war von den Steinen aus nur zu ahnen. Vorn, im neuen Theil, wo die Verwesung noch um sich greifen konnte, erhoben sich die grauen und dunklen Kreuze, die glänzenden Monumente, die künstlich abgebrochenen Marmorsäulen, die das vorzeitige Ende eines jungen Lebens anzeigen sollten, steil und glatt vor ihren gewölbten Gräbern. Blühende Pflanzen standen auf jedem Hügel in besonderer Anordnung. Manchmal schloß ein Gitter mehrere Gräber wie eine Wohnung ein, blanker Kies umgab sie und eine Bank stand daneben. Die Sonne hatte dort ungehindert geleuchtet, während des ganzen Sommertages wehten Schmetterlinge weiß und gelb durch die Luft und das vielfältige Summen der Insekten belebte den Ort auch für das Ohr. Es war, als habe der Tod dort noch nicht ganz gesiegt. Hier hinten war es still. Schiefe, zermürbte Steine, deren Inschrift sich kaum von ihren Runzeln unterschied, hielten sich mühsam in geringer Höhe über dem nackten Boden. Braune Grasbüschel und dürrer Epheu zeigten sich an ein paar Stellen. Ueber die ganze alte Stätte streckten riesenhafte Rüstern finster ihre dicken, dichtlaubigen Zweige.

Er lehnte sich an einen der Bäume, sah nach dem neuen Theil des Friedhofes hin und beobachtete, wie das Licht abnahm. Er hörte von den Thürmen in der Stadt neun Uhr dröhnen. Dann versank der Tag wie mit einem Schlag. Wolken waren auf den Himmel gezogen. Hoch oben piffen Winde. Es schlug Zehn. Er hatte sich noch nicht gerührt;

seine Muskeln waren lahm, während die Gedanken hin und her eilten und die Vergangenheit Stück vor Stück zurückholten. Jetzt gingen sie zu Haus ins Bett.

Ihm grauste bei dem Gedanken, niemals wieder schlafen zu sollen, auf federnden Matratzen, in warmen Kissen; er war zufrieden, hier draußen zu sein. Eine zärtliche, bange Sehnsucht, wie aus seiner Kindheit, überkam ihn. Er machte seinen Rücken von dem Baum los und schritt vorwärts. Die Nacht war so schwer, daß der Friedhof wie ein leerer Raum um ihn lag; aber er wußte noch die Richtung und ging so schnell, wie er konnte. Einer Nacht erinnerte er sich, wo er, in plötzlich aufjubelnder Erkenntniß des Glückes, eine Mutter zu haben, aufgestanden und an die Thür ihres Schlafzimmers gegangen war; da stand er, bis er die ruhigen Athemzüge ihres Schlummers hören konnte. Dann war er doch froh gewesen, daß sie ihn nicht bemerkt hatte; sie hätte gewiß über ihn gelacht, zurückhaltend und aufrecht, wie sie in all ihrer Mütterlichkeit war. Er trieb sich selbst zu äußerster Eile an. Da stieß er so heftig gegen einen Stein, daß er laut stöhnte und gebückt sein Knie rieb. Als er sich wieder aufrichtete, wußte er nicht mehr, in welcher Richtung er gegangen war.

Er versuchte, das Dunkel zu bewältigen; er sah in der Ferne ein Licht, aber er hatte es vorher nicht bemerkt und wußte nicht, wo es war. Der Friedhof war wie von der Erde verschwunden, sein Inhalt war nur noch in der Erinnerung vorhanden. Eine brodelnde Masse ohne Halt, ohne Form wogte um ihn. Er machte einen Schritt hinein; und blieb wieder stehen. Sein Herz schlug bald wie mit Keulenschlägen gegen seine Brust, bald sank es wie betäubt zusammen. Seine Aufregung nahm um so heftiger zu, je weniger er sie verstand und berechtigt glaubte. Endlich raffte er sich auf. Doch nach wenigen Schritten mußte er immer wieder Halt machen; er sprang hoch, wenn er ein Hinderniß in der Dunkelheit zu spüren meinte, stieß sich im Eilen an Steinen und Bäumen, fiel hin, richtete sich mit zusammengebißnen Lippen wieder auf und hastete in steigender Verzweiflung weiter. Der Wind war jetzt aus der Höhe herabgestürzt und fuhr ihm in das vom Schweiß nasse Gesicht. Da glaubte er, ein großes Monument wiederzuerkennen, er bückte sich, tastete um das Grab, das daneben lag, herum: und sank, in befreitem Schmerz aufschluchzend, hin und umfaßte den Hügel mit seinen Armen. Doch wieder riß es ihn auf. Die Blumen, die er berührt hatte, waren vertrocknet; metallene Kränze: ein fremdes Grab.

Fassunglos wandte er sich um. Dann aber sagte er, laut vor sich hin, daß er bisher zu unbeherrscht gewesen sei und nun planmäßig suchen wolle. Er ließ sich auf die Knie nieder und begann, auf Händen und Füßen durch die Wege zu kriechen. Er wurde ruhiger bei der langsamen Bewegung und dem Gefühl des nahen, gebahnten Weges. Er befühlte die Gräber und bekam allmählich Übung, so daß ein Ausstreifen der Hand im Vorbeikriechen genügte. Er erinnerte sich mit einem Mal genau an die Blumen des Grabes, das er suchte; er würde es jetzt schon am Geruch erkennen, wenn er ihm nahe käme. Seine Fin-

ger und Knie wurden feucht und schmutzig, das Genick schmerzte ihn. Aber er ruhte nicht; er fürchtete die Stille ringsum.

So schleppte er sich lange hin. Er hörte keine Uhren mehr schlagen. Und plötzlich, mitten aus dem Kriechen und Tasten, stand er auf. Er merkte erst durch dieses Aufstehen, daß er schon seit einiger Zeit keine Hoffnung mehr gehabt hatte, noch ans Ziel zu kommen.

Er hatte seine Hand auf einen Grabstein gelegt und stand still. Alle seine Sinne erstickten in der schweren, schwarzen Masse. Ihm war, als habe bisher der Mond geschienen und ein Vogel gesungen und als sei es jetzt erst ganz wüst um ihn geworden. Kein Funke war da, um in diese Nacht zu leuchten; er blinkte mit den Augen; er räusperte sich: und ihm war, als thue Das auch den Augen wohl. Aber schon starrten sie gleich wieder ins Dunkel. Eine Angst, als sei er blind, kam über ihn; eine wüthende Sehnsucht, zu sehen, einen Stern an den Himmel zu zwingen. Doch er rührte sich nicht mehr; sein Wille war betäubt. Er zählte in allen Sprachen Zahlen her und hörte sich immer wieder verstummen und fand sich mit seinem tollen Herzen allein in dem leeren Raum, über den Toten.

Da klapperte Etwas in seiner Tasche: eine Streichholzschachtel. Aber er zog sie nicht heraus; gebunden durch einen unbezwinglichen Widerwillen gegen jedes Handeln, gegen jede Veränderung durch ihn selbst. Der Tag sollte kommen; die Sonne. Das Leben mit seinem ewigen Gang sollte ihm helfen. Wie es immer gewesen war, so sollte es auch jetzt sein: die Sonne heraufsteigen und die Nacht enden. Und plötzlich war, noch leise, eine neue Hoffnung da, eine Ahnung. Er konnte hier stehen bleiben; bald würde Hilfe kommen, Erlösung aus diesem Dunkel. Seine Knie hoben sich. Er sah die leuchtenden Himmelsfarben, den leichten Schwung der Sommerwolken, und sah sich durch die Landschaft wandern, die der Sonne, schön und kraftvoll gegliedert, entgegen schwillt. Thränen stiegen ins Auge. Ihm war, als könne er nun warten, als sei da ein Ziel: den Morgen zu erwarten. Er streckte sich auf den Boden und legte seine Stirn auf den Arm.

Als er nach einiger Zeit den Kopf erhob, blickte er in graue Dämmerung. Der Friedhof zeigte schattenhaft seine Gräber und Steine. Er richtete sich auf. Und erblickte, nicht weit von seinem Platz, das Grab der Mutter. Er sah eine Weile hinüber.

Dann erhob er sich und ging langsam hin. Schweigend stand er davor. Die Blumen hauchten einen frischen Duft aus. Er pflückte ein Blatt ab und richtete sich auf.

Er sah in das steigende, schwellende Licht. Die Luft schwebte so mild heran. Er athmete tief. Die Vögel wurden laut. Er wandte sich und ging nach dem Friedhofsthor. Er wußte, daß es noch geschlossen war. Aber es machte ihm Freude, dort zu stehen, die Klinke zu berühren. An die eisernen Flügel gelehnt, wartete er, bis das Thor sich aufthat, das ihm den Rückweg in die Stadt wies.

Selbstanzeigen.

Die Willensfreiheit. Quelle & Meyer in Leipzig. 3,40 Mark.

Der Verfasser beginnt mit der logischen Zergliederung, der wissenschaftlichen Beschreibung der allbekannten einfachen Thatsache „Ich will Das“ und tritt von diesem sicheren Boden aus vor die Frage nach der Willensfreiheit. Er zeigt, daß die Worte „Ich will Das“ ein Bewußtsein in einer besonderen Bestimmung, nämlich als „wollendes“ zum Ausdruck bringen, und zeigt weiter, als was sich dieses wollende Einzelwesen, als was (mit anderen Worten) die Seele als Wille sich darstellt. Daran schließt sich die Erörterung der Willensfreiheit; sie weist nach, daß der berüchtigte Gegensatz „Determinismus, Indeterminismus“ seinen Sinn überhaupt verliert, sobald nur die Thatsachen des Seelenlebens ungeschmälert zum Wort kommen. Wer aber an die Willensfreiheit sich macht, ohne über den Willen zunächst zu Klarheit gekommen zu sein, wird rettungslos im Dunklen tappen. Und wer immerhin über den Willen sich verbreitet, ohne an der allein unmittelbar ihm vorliegenden Thatsache „Ich will Das“ sich zu unterrichten, wer insbesondere, ohne das Einzelwesen, das doch zweifellos in dem „Ich will Das“ immer zum Ausdruck kommt, zu beachten und zu Grunde zu legen, „Wollen“ und „Wille“ klar erfassen zu können glaubt, Der wird bald erfahren, daß er aus den lichten Thatsachen heraus in den Nebel der Dichtung gerathen ist. Eine Psychologie, die von der phantastischen, den Thatsachen unseres Seelenlebens höhnsprechenden Behauptung anhebt, daß „Empfindungen“ und „Gefühle“ die Elemente seien, aus denen, was „Seele“ sei, bestehe, und das Seelenleben als „Vorgänge“ begreift, in denen „Empfindungen, Gefühle und Vorstellungen“, so zu jagen, als „seelische Atome und Moleküle“ sich ausleben, eine solche Psychologie wird, wenn nicht früher, so doch mit Sicherheit an der Thatsache „Ich will Das“, also am Willen Schiffbruch leiden und darum auch mit der Frage der Willensfreiheit nichts anzufangen wissen. Die letzte Probe auf die Wissenschaftlichkeit einer Psychologie ist immer ihre Willenslehre. Wer aber das besondere Einzelwesen „Seele“ nicht anerkennt, wird niemals der Thatsache, der er selbst in dem Satze „Ich will Das“ Ausdruck zu geben gewohnt ist, gerecht werden können.

Greifswald.

Professor Dr. Johannes Rehmke.



Der Ultramontanismus in Theorie und Praxis. Berlin, Hugo Bermühlers Verlag. 10 Mark.

Dieses Buch ist als „Lehrbuch des Ultramontanismus“ gedacht. In zehn umfangreichen Kapiteln giebt es einen wissenschaftlichen und historischen Ueberblick über den Werdegang des Ultramontanismus und seine jetzige Bethätigung. Wir sehen, wie sich alle seine Ansprüche auf alte Grundsätze stützen. Die Schuld des Staates ist, daß er diese

Lehren zugelassen hat, daß er sie heute noch den katholischen Theologen vortragen läßt. Rom versteht seine Sache. Von Jugend auf wird der Mensch am Gängelband geleitet. Der Aleriker unterrichtet ihn, führt ihn zur Beichte und schaut in sein Inneres, der römische Priester drückt dem Manne den Wahlzettel in die Hand, überwacht seine Zeitung-lecture, gründet die Vereine für seine Schutzbefohlenen. Der Indeg sorgt für die Dauer der geistigen Betäubung. Dafür lockt all der Zauber mystischer Wunder und des religiösen Kultus den Katholiken, daß er sich seinen Priestern willenlos unterwerfe. Das Buch ist durchaus nicht polemisch gehalten, sondern erörtert in akademischer Würde und Gründlichkeit die Streitprobleme, zu denen eine gewaltige Fülle zum Theil bisher unbekanntes Quellenmaterials geboten wird.

Joseph Leute.

Rafael von Urbino. Kunstgeschichtlicher Roman in Bildern.
Schulze & Co. in Leipzig.

Wie ich in meinem vor drei Jahren erschienenen historischen Roman „Kaiser Tiberius auf Capri“ den Versuch wagte, den genialen Caesar zu schildern, nicht nach dem von der Schultradition übermittelten Bild, sondern mit all den Wesenszügen, welche die moderne Geschichtsforschung dem von Parteihäß gefälschten Portrait wiedergegeben hat, so biete ich heute in dem kunstgeschichtlichen Roman „Rafael von Urbino“ ein auf der Grundlage sorgsamer Studien gezeichnetes Bildniß, das den großen Urbinaten darstellt, wie die Geschichte ihn sieht. Denn auch das überlieferte Bild Rafaels hat mancher Zug entstellt, besonders unter dem Einfluß der Romantischen Schule. Namentlich auf Tieck und seinen „Eternabild“ ist der schwächende, sentimentale Typus und das „ewige seraphische Jünglingsöthum“ Rafaels zurückzuführen, das durch seine ungesunde, charakterlose Weichlichkeit so viel Unheil in den Köpfen der Künstler anrichtete und das kraftlose Nazarenenthum zeitigte, gegen das sich schon Goethe mit grimmiger Erbitterung wandte. Die Bewunderung Rafaels artete zuletzt in einen förmlichen Kultus, in Vergötterung aus. Ingres erblickt in ihm geradezu ein „vom Himmel gestiegene geistiges Wesen“. „Man erfindet für ihn“, sagt Hermann Grimm, „eine gewisse engrüstige Durchschnittsgestaltung von nervöser Magerkeit, während er in Wahrheit ganz anders ausah.“ Sein künstlerisches Schaffen wird zu einem traumwachen, unbewussten Improvisiren. So läßt Ahim von Arnim in einer Novelle ihn, versunken in eine Art magnetischen Schlafwachtens, die Malerei eines Bildes seinem Gehilfen Baviera diktiren, der, indem er begeistert Strich vor Strich den Weisungen des Meisters folgt, dadurch ein herrliches Werk schafft. Von solchen und ähnlichen Ueberschwänglichkeiten wird man in meinem Buch nichts finden; wohl aber den Werdegang eines in rastloser Arbeit durch unermüdlige Studien und konzentrierte Geisteskraft sich emporringenden Geniuss. Denn Rafael Santi war das

Genie, das in seinem gewaltigen Können alle zerstreuten Zeitkräfte sammelte und repräsentativ für sein Zeitalter offenbarte.

Nürnberg.

Dr. Heinrich von Schoeler.

Die Bewegung in der französischen Lyrik der Gegenwart.

Eugen Diederichs, Jena 1911.

Dieses Buch verdankt seine Entstehung der Liebe zu einem Lande, das uns nicht nur glücklich gemacht hat, sondern uns vornehmlich durch seinen ernsten, großen und maßvollen Kunstwillen neue Schönheiten erschlossen und eine eigene Art des Lebensgenusses gelehrt hat. Dieses Buch will ein Zeichen dankbarer Verehrung bedeuten für die französische Dichtung der Gegenwart und eben so für französische Künstlernaturen. Es erscheint uns angemessen, diesem letzten Wort einigen Nachdruck zu verleihen. Mit warmer Stimme nur können wir die Erinnerungen wachrufen an die Stunden innerer Gemeinschaft, in denen wir die Dichter, welche wir einem größeren Publikum näher bringen möchten, als Charaktere erkannten. Wenn dieses Wort auch heute bei Vielen Geringeres bedeutet als gleißendere Merkmale, so scheuen wir uns doch nicht, mit diesem edelsten Lob Menschen zu grüßen, die sich in harten Lebenskämpfen den schlichten Gleichmuth einer erhabenen Gesinnung bewahrten, ohne daß Einer von ihnen sich jemals eitel in die Brust warf. Bescheidenheit und Stolz können nicht gerechter, nicht maßvoller gegen einander abgewogen sein als in den Kreisen dieser Künstler, die durch keine geheuchelte Sentimentalität, keinen falschen Idealismus blenden, sondern durch umfassende Bildung, geklärten Geschmack, ruhiges Urtheil, lichte Denkart und Selbstsicherheit gelassen in sich ruhen. Wir grüßen unsere Freunde. Und während wir die guten Stunden in ihrem Kreis beschwören, athmen wir wieder den Duft des verwachsenen Gartens am Rande des Waldes von Noisy, in dem Léon Bazalette zuerst unsere Liebe zu dieser geistigen Gemeinde Frankreichs weckte. Wir fühlen die großen und ruhigen Blicke Verhaerens aus seinem durchfurchten Antlitz auf uns und sehen ihn mächtig und weisend inmitten Nachstrebender, die der Wahn früher Jahre jugendlich durchschüttert. In dem hohen und lichtgedämpften Atelier des Norwegers Edward Diriks war es, wo in später Nacht Paul Forts leicht gleitende Worte wie Schwingen eines farbigen Falters an uns vorüberflatterten und klingende Rhythmen der Jüngsten durch das Halbdunkel zogen. Und wieder eine andere Wirklichkeit weitete sich in der idyllischen Villa des André Spire, der uns die abgemessene Wärme des französischen Temperaments ehren lehrte. René Ghils erste Art ließ uns viele Gestalten fester in Auge nehmen. Und die dialektische Schärfe des Philosophen Jean Royère zerschnitt manche Dunkelheit vor aufblühenden Lichtern. Jules Romains hob uns in den Dom einer neuen Gedankenwelt; Arcos und Mercereau erschlossen uns im Vortrag rhythmische Schönheiten der Jüngsten. Durch Henri Guillebeaug wurden uns Beziehungen dieses Kreises zu Deutschland aufgedeckt und in dem trauten Haus Wilbracs und Duhamels athmeten wir franzö-

fiſche Träumerei und Verſonnenheit. Alle dieſe Einbrüche von bunter Vielheit haſſt uns der ſchlichte und weiſe Adolphe Malhe wie ein guter Vater ordnen und ineinanderfügen. Die Ueberſetzungen haben alſo erſt durch mannichſachen Rath ihre endgiltige Form gefunden. Dennoch geben wir dieſe Arbeit zögernd aus der Hand, da wir wiſſen, daß ſie nicht vollkommen iſt. Beſtimmte uns der Wuſch, den Deutſchen das vollſtändige Bild (nicht der geſamten Dichtkunſt, ſondern) einer großen und forſchreitenden Bewegung zu geben, ſo fühlen wir doch ſelbſt, daß es dem Fremden ſchwer iſt, dieſer reichen und köſtlichen Blüthe in ihrem innerſten Weſen ganz gerecht zu werden. Wir fürchten zwar nicht den Vorwurf Derer, die theure Namen der Vergangenheit in unſerer Sammlung vermiſſen; denn wir haben uns an die Lebenden gehalten und haben dem Buch nur die Toten eingereiht, die in den Jahren der vorbereitenden Arbeit aus dem Leben ſchieden. Aber wir müſſen um Nachſicht bitten, wenn unter den Zeitlichen Namen vermißt werden, die auch für uns guten Klang haben. In den Uebertragungen haben wir Inhalt und Form ſtreng zu wahren getrachtet.

Paris.

Otto und Erna Grautoff.



Offizierauleſe.

In den Liſten der Reſerveoffiziere, nicht nur der Kavallerie und Infanterie, ſondern auch der Spezialtruppen, findet man viele Juristen und wenige Techniker. Gerade ihre Vorbildung müßte die Ingenieure und Techniker doch als Reſerveoffiziere für unſere Spezialtruppen empfehlen. Aber ſchon der als Einjähriger ins Heer tretende Techniker merkt bald, daß eine tiefe Kluft ihn von anderen Akademikern trennt.

In ein Artillerieregiment ſind ſechzig Einjährig-Freiwillige eingeteilt. Der blutjunge ausbildende Offizier möchte ſchon in den erſten Tagen, wo über die militäriſche Brauchbarkeit und moraliſche Bewerthung des einzelnen Mannes noch kein Urtheil möglich iſt, die Einjährigen, die er als Gattung nicht liebt, klaſſifiziren. „Wer ſind Sie? Was ſind Sie? Woher ſind Sie? Was iſt Ihr Vater? Was haben Sie für eine Vorbildung? Was können Sie denn mal werden?“ Mit ſtreng kritiſchem Blick werden die Schafe von den Böcken geſchieden. Nach wenigen Tagen ſteht für die ohne Scheuklappen durch das militäriſche Leben gehenden Einjährigen feſt, wer auf Beförderung und Qualifikation zum Reſerveoffizier zu rechnen hat.

Der Lebenslauf der einzelnen Schwarzweißen wird einer peinlichen Durchſicht unterzogen. Weh Dem, in deſſen Laufbahn ein Pünktchen iſt, über das der Rekrutenoffizier nicht klar werden kann! Da iſt

der Einjährige A., Sohn eines Großkaufmannes und Fabrikanten. Sein Lebenslauf wird von einem Satz umschrieben: „Geboren in Tzstadt, besuchte daselbst das Gymnasium, bestand das Abiturientenexamen und trat in das Geschäft seines Vaters ein“. Ein schöner, glatter Lebenslauf, gegen den Niemand Etwas sagen kann und der die Frage nach der Eignung zum Reserveoffizier unbeantwortet läßt. Der junge Herr ist von seinen lieben, fürsorglichen Verwandten mit den nöthigen Instruktionen versehen worden. Er weiß, wie man zu machen hat, um sich von vorn herein einige Nasenlängen Vorsprung vor seinen neuen Kameraden zu sichern. Drum fügt er der Lebensbeschreibung noch ein Hängsel an. „Ich habe sieben Geschwister: 1. Dr. Philipp A., Amtsrichter und Oberlieutenant der Reserve im Infanterieregiment Nr. X; 2. Dr. iuris Ernst A., Assessor und Oberlieutenant der Reserve im Feldartillerieregiment Nr. Y; 3. Dr. phil. Max A., Gymnasialoberlehrer und Lieutenant der Reserve im Infanterieregiment Nr. Z; 4. Erna A., vermählt mit Herrn K, Rechtsanwalt und Lieutenant der Reserve im Infanterieregiment Nr. O; außerdem habe ich noch drei jüngere Geschwister.“ Jetzt sieht die Sache schon anders aus.

Was würde nun ein ausbildender Offizier von strenger Gerechtigkeitliebe mit einem solchen Nachwerk anfangen? Es dem naiven Verfasser mit einigen Wendungen zurückgeben, die an urwüchsigter Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Denn dieser Lebenslauf ist im Grunde ein plumper Bestechungsversuch, also eine Beleidigung des Vorgesetzten. Denn was gehen, in Kuckucks Namen, den ausbildenden Offizier die Verwandten seiner Einjährigen an? Damit hat sich später das Bezirkskommando vor der endgiltigen Wahl zum Offizier zu befassen; für die Beurtheilung der rein soldatischen Eigenschaften des Einjährigen hat diese Liste nichts zu bedeuten. Der Nachsatz von den drei jüngeren Geschwistern wirkt geradezu lächerlich. Diese Rangliste soll dem ausbildenden Offizier zurufen: Sieh, einer so feudalen Familie bin ich entsprossen! Du wirst ihr doch nicht den Schmerz anthun, mich diesem Ehrenblatt unseres Hauses fernzuhalten! Was geschieht aber gar nicht selten? Die Kalkulation des Verfassers erweist sich als richtig. Der Herr Lieutenant läßt sich durch die vornehme Verwandtschaft blenden und der Herr Einjährige A. hat von diesem Tage ab die beste Konduite. Militärisch ist er zwar nur mittelmäßig, aber dafür gesellschaftlich *comme il faut*. Und diese Eigenschaft giebt den Ausschlag.

Da ist der Einjährige B., seines Zeichens Dr. iuris. Er ist als Soldat eine unmögliche Figur und erweckt schon in den ersten Tagen ob seiner Haltung, die nicht gerade an griechische Skulpturen erinnert, allgemeine, freilich aus disziplinarischen Gründen verdeckte Heiterkeit. Aber er ist Doktor iuris und damit der liebevollen Nachsicht des ausbildenden Offiziers sicher. Der Einjährige könnte bei der Befichtigung durch den Regimentskommandeur die Batterie bis auf die Knochen blamiren: deshalb schickt man diese Karikatur eines Artilleristen am Tag der Batteriebefichtigung auf Wache. Auf der Liste der Offizieraspiranten aber steht in erster Linie der Herr Dr. iuris B. Welche Dienste

er als Offizier des Urlaubsstandes seinem Truppentheile leisten soll und kann, bleibt Geheimniß des ausbildenden jungen Lieutenants. Bei den Uebungen sieht man diese artilleristisch unmöglichen Herren manchmal in tödtlichster Verlegenheit. Hinter einer Hügelbedeckung soll eine Batterie Feldhaubitzen auffahren und in indirektem Schuß ihre Granaten auf eine besetzte Feldstellung des Feindes, viertausend Meter entfernt, werfen. Der Batteriechef hat dem Reserveoffizier die nöthige Belehrung über das Ziel, seine Lage, seine Entfernung und seine Ausdehnung gegeben. Er überläßt ihm, die Batterie in Feuerstellung zu bringen, einzurichten und zu kommandiren. Mit reichlich bemessener Nachhilfe des Vicewachtmeisters ist die Batterie endlich aufgefahren. Rathlos streift der Blick des plötzlich zum Batteriechef avancirten Reserveoffiziers über die Schar der Unteroffiziere hin und bleibt an dem Vicewachtmeister haften. „Hilf mir, ich gehe zu Grunde!“ Aber schon erscheint der wirkliche Batteriechef mit einigen Kernflüchen auf dem Schauplatz. Er kennt seine sommerlichen Pappenheimer und ihre schwachen Seiten und führt den Vicewachtmeister am Arm hundert Meter weit nach hinten in das Gelände. „So, hier bleiben Sie stehen, Wachtmeister, und hüten Sie sich, näher als hundert Schritte an den Herrn Lieutenant der Reserve heranzutreten!“ Der, seines rettenden Engels beraubt und am Ende seiner Kenntnisse angelangt, giebt falsche Kommandos, bei denen sich die peinlich berührte Batteriebedienung unschlüssig ansieht und nicht weiß, was sie beginnen soll. Hier und da schnappt der Herr Reserveleutenant noch ein von den Unteroffizieren oder Gefreiten vorgesagtes richtiges Kommando auf; dann naht der wüthende Batteriechef und macht der unwürdigen Szene ein Ende. Wenn aber ein Reserveoffizier dieser Gattung schon in reinen Reglementsfragen versagt, wenn er schon auf taktischem Gebiet nicht Bescheid weiß: wie wird es da erst aussehen, wenn im Gefecht plötzlich, in Folge von Treffern oder aus anderen Gründen, das Geschütz den Dienst weigert? Die Feuerpause für seine Untersuchung und Instandsetzung muß auf eine minimale Zeit beschränkt werden. Wie nun, wenn der Batteriechef anderswo thätig ist und ein Reserveoffizier der eben beschriebenen Art als einziger verantwortlicher Macher dasteht? Sein Mangel an technischem Wissen, die Thatsache, daß ihm der Mechanismus des modernen Roherrücklaufgeschützes ein Buch mit sieben Siegeln ist, bedeutet in einer schwierigen Gefechtslage den dauernden Ausfall eines Geschützes, wenn nicht gar Schädigung der ganzen Batterie. Was der ausbildende Offizier, für den nur das gesellschaftliche Moment maßgebend war, bei der Beförderung des ehemaligen Einjährigen B. gesündigt hat, muß an den Tagen eines heißen Artilleriekampfes vielleicht eine brave Truppe büßen.

Nun die Rehrseite der Medaille.

Unter den Einjährigen des Regimentes sind einige Techniker; akademisch gebildete und andere. Da ist zunächst der Regierungsaufseher C. Dem ausbildenden Lieutenant ist die Art dieses Berufes nicht klar. Regierung? Das Wort ja deutet darauf hin, daß der Mann so eine

Art von Staatsstellung hat, also am Ende würdig ist, das Ehrenkleid des Reserveoffiziers zu tragen. Fragen wir einmal! „Einjähriger E., Sie sind Regierungsbauführer?“ „Zu Befehl, Herr Lieutenant.“ „Sagen Sie mal, was können Sie da eigentlich noch werden?“

Bald danach, als Patrouilleführer, läßt sich der Lieutenant, gegen seine Gewohnheit, mit dem selben Einjährigen in ein Gespräch ein und befragt ihn über die Kameraden. Da ist der Diplomingenieur D. „Diplomingenieur? Na, Das ist doch wohl ein ganz gewöhnlicher Techniker?“ Der Regierungsbauführer muß dem Herrn Lieutenant klar machen, daß ein Diplomingenieur nach mehrjährigem Hochschulstudium ein akademisches Schlußexamen machen muß.

Da ist der Einjährige E. Einige Schiffe dienen als Beweis seiner akademischen Bildung. Er hat, wie der Volksmund sagt, seine Visitenkarte im Gesicht. Aber der Mann eignet sich doch nicht zum Offiziersaspiranten: denn mit einem unbehaglichem Gefühl stellt der ausbildende Offizier fest, daß dieser im Uebrigen ganz famos junge Mann früher Hilsschlosser war. „Denken Sie sich nur, meine Herren,“ heißt es im Kasino, „wir haben unter unseren Einjährigen einen Schlosser! Ganz patentier Mensch, guter Soldat, aber für den Offiziersunterricht unmöglich. Man muß da unwillkürlich an den Geruch von Seifenwasser und Eisenspähnen in einer Schlosserwerkstatt denken.“ Einige Jahre nach seiner Dienstzeit erfährt dieser frühere Einjährige durch Zufall von einem befreundeten Reserveoffizier des selben Regimentes, warum er damals so plötzlich von der Liste der Aspiranten gestrichen wurde. Er hat den bekannten dunklen Punkt in seinem Lebenslauf gehabt. Nein: die Zugehörigkeit zum Deutschen Sprachverein war ihm zum Verhängniß geworden. Statt der üblichen Bezeichnung „Volontär“ hatte er das Wort „Hilsschlosser“ angewandt; die weltbekannte Firma, bei der er seine praktische Arbeitszeit durchmachte, nannte die nach dem Abiturientenexamen eingetretenen jungen Herren, je nach dem Handwerkszweig, in dem sie gerade beschäftigt wurden, „Hilsschlosser, Hilsschlosser, Hilsschlosser“. Alle diese unwürdigen Berufszweige aber hat der Einjährige E. vor dem Besuch der Hochschule und vor der Meldung zur Militärpflicht durchklettert. Der Auszubildende hat von der Laufbahn eines Ingenieurs keinen blassen Schimmer und läßt den mit dem Makel des Hilsschlossers behafteten Einjährigen glatt fallen. So ahnungslose Offiziere giebt es wirklich.

Der Techniker ist den nicht ganz sattelsten jungen Offizieren der Spezialtruppen manchmal recht un bequem. Mit Schwung spricht der Herr Lieutenant bei dem Unterricht über die Flugbahn des Geschosses von den fundamentalen Lehrjahren der Mechanik. „Kraft ist Geschwindigkeit.“ Dieser Satz ist das Alpha und Omega seines Vortrages. Weiter heißt es: „Beim Krepieren eines Schrapnell's werden durch die Centrifugalkraft die stählernen Füllkugeln zusammengehalten.“ Solche Sätze tiefer mechanischer Weisheit seht der vortragende Lieutenant seinem erstaunten Auditorium vor. Daß ein Steinchen von 50 Gramm, dem man eine Geschwindigkeit von 500 Meter gäbe, nicht die selbe

Wirkung haben kann wie ein Geschöß von 75 Kilogramm mit nur 300 Meter Anfangsgeschwindigkeit, überlegt der Herr Professor der Mechanik nicht. Für ihn ist Kraft — Geschwindigkeit. Ein Jurist betet die neuen Theorien über die Flugbahn des Geschößes kritiklos nach. Die Ingenieure lächeln; zwar diskret, aber sie lächeln. Die Sache wird fatal. „Nun, Einjähriger,“ fragt der Vortragende einen seiner technisch gebildeten Hörer, „ist Das richtig, was Ihr Kamerad soeben sagte?“ „Nein, Herr Lieutenant.“ „Wie muß es heißen?“ „Kraft ist das Produkt aus der Masse, die geschleudert wird, und der dieser Masse erteilten Anfangsgeschwindigkeit. Beim Krepieren des Schrapnells werden die Füllkugeln kegelförmig nach vorn auseinander gestreut.“ „Na, natürlich, Einjähriger“, spricht der Lieutenant; und zu dem Juristen: „Ihr Kamerad hat natürlich Recht; was Sie soeben sagten, ist selbsttendend Blödsinn. Verstehen nicht, daß Sie sich so auf Glatteis loden lassen!“ Ein paar Kerls hatten vorher so verschmigt in sich hineingelächelt. Das sollen die verdammten Kerls sich schon abgewöhnen.

Das Vaterland ist gerettet, das Ansehen des Herrn Lieutenants, nach seiner Meinung, wieder hergestellt. Von diesem Tag ab unterzieht er allerdings seine fundamentalen Lehrsätze der Mechanik einer gründlichen Revision. Aber auch die Liste der Offiziersaspiranten wird revidiert; langsam, aber sicher verschwinden die Techniker von ihr: denn es ist doch zu fatal, solche Besserwisser im Zuhörerraum zu haben. Eine schriftliche Arbeit über die Flugbahn des Geschößes giebt die äußere Veranlassung. Einjährige, die auf höheren Technischen Königlichen Anstalten ihre Schlußprüfung „mit Auszeichnung“, Diplomingenieure, die ihre akademischen Examina mit „Vorzüglich“ bestanden haben, können mit ihrem Wissen vor dem Richterstuhl eines gestrengen zweiundzwanzigjährigen Lieutenants nicht bestehen. Die Arbeit über ein Thema, das jeder Fortbildungschüler erschöpfend behandeln könnte, wird ausgebildeten Ingenieuren mit „Nicht hinreichend“ censiert. Die unter irgendeiner Begründung aus dem Unterricht der Aspiranten entfernten, früher dienstfertigen Einjährigen verzichten wohlweislich auf Berufung an die höhere Instanz und dienen den Rest ihres Jahres in einer gewissen Simplizissimusstimmung ab.

Da ist besonders der Einjährige F., der eine mehrjährige Thätigkeit als Ingenieur bei einer bekannten Waffenfabrik hinter sich hat. Er kennt die modernen Rohrrücklaufgeschütze, den komplizierten Mechanismus ihrer hydraulischen Bremsenrichtung, ihre Behandlung und Instandhaltung. Er ist mit all diesen Dingen durch seine berufliche Thätigkeit enger verwachsen als irgendein junger aktiver Artillerieoffizier. Man könnte von ihm lernen. Aber dem auszubildenden Offizier ist dieser superkluge Jüngling ein Dorn im Auge. Es ist zu peinlich, gegenüber solchen kritischen Kennern immer auf der Hut vor einem Lapsus sein zu müssen. Ein Grund zur Entfernung ist schnell gefunden. Der Mann wird abgeschoben und erlangt, weil er Liebe zur Sache hat, nach persönlichen schweren Opfern später im Osten der Monarchie, wo Mangel an Reserveoffizieren ist, das Vorteepee. Nun bedenke

man, welche unschätzbare Kraft solcher waffentechnisch durchgebildete Offizier im Kriegsfall wäre. Er kennt alle Einzelheiten der Konstruktion moderner Kriegsmaschinen (als solche müssen heute sogar die Feldkanonen und leichten Haubitzen der Artillerie bezeichnet werden); er kennt die kleinsten Ventile innerhalb des Mechanismus der Kohrrüchlaufbremsen, ihre Lage, ihren Zweck, ihre Wirkung. Verlagt das Geschütz auf die eine oder andere Weise, so ist er im Stande, festzustellen: „Hier liegt der Fehler, an dieser Feder, an diesem Ventil, an dieser Dichtung“. Wenn der Batterieschlosser abwesend oder gefallen ist, kann dieser technisch gebildete Offizier ohne Zögern und zeitraubendes Ueberlegen die nöthigen Anweisungen zum Auseinandernehmen, Instandsetzen und Wiederzusammenbauen der Kriegsmaschinen geben. Unter seiner sachmännischen Leitung ist das Geschütz in kürzester Frist wieder feuerbereit. Denn der Mann ist ja Ingenieur und in einer schwierigen Gefechtslage unter Umständen ein Juwel für eine Batterie. Sein Wissen aber war, da er noch als Einjähriger F. Stochschritt übte, für die Begriffe des Auszubildenden zu umfangreich, und hätte ihm nicht ein besonders günstiger Stern im Osten gestrahlt, so wäre er höchstens als Unteroffizier ins Feld marschirt.

Noch ein Techniker. Als der fähigste und intelligenteste aller Einjährigen in der Batterie anerkannt. Eines Tages scheidet er ohne Angabe von Gründen aus dem Unterricht der Aspiranten. Sein gerecht denkender Wachtmeister, verärgert, weil man seinem besten Einjährigen die militärische Laufbahn sperrt, theilt ihm am Schluß der Dienstzeit die Gründe vertraulich mit: „Ihr Vater ist politisch thätig gewesen“. Für die Sozialdemokratie oder gar die Propaganda der That? Gott bewahre! Der alte Herr, einer der angesehensten Bürger seiner Heimathstadt, war Vorsitzender der Centrumspartei in einem großen rheinischen Wahlkreis. Die Ironie des Schicksals wollte obendrein, daß sein Filius, als Alter Herr einer Burschenschaft, wenig Lust spürte, als politisches Thier in die Fußstapfen des Vaters zu treten. Aber Offizier? „Ja nich.“ Das ist im Deutschen Reich möglich.

Noch ein Wort aus dem leidigen Kapitel der Judenfrage. In einer Batterie dient der Sohn eines jüdischen Bankiers. Der junge Mann ist Soldat vom Scheitel bis zur Sohle. Er ist bei seinem Eintritt fest entschlossen, die Vorurtheile über seine Glaubensgenossen bei den Vorgesetzten durch die beste Haltung in und außer Dienst zu entkräften. Gleich im Anfang der Ausbildung zieht die ungewohnte Anstrengung dem jüdischen Einjährigen ein schweres Fußleiden zu, womit jeder andere in die Revierkrankenstube oder ins Lazareth gegangen wäre. Der verachtete Jude aber thut mit zusammengebißnen Zähnen noch Dienst, als er bereits ein respektables Loch in der Ferse hat. Die anderen Einjährigen bewundern ihn und mancher mag ob seiner bisherigen antisemitischen Neigungen dem Juden im Stillen Abbitte geleistet haben. Eines Tages wird einer seiner Glaubensgenossen von einem Unteroffizier „Judenbengel“ geschimpft. Nicht der Beschimpfte, aber sein in puncto Ehrgefühl empfindlicher jüdischer Kamerad wendet

sich mit einer Beschwerde an den Hauptmann, der, streng und gerecht, sofort für gründliche Abhilfe sorgt. Er ist von der Befangenheit gegen jüdische Untergebene frei und befördert den Beschwerdeführer am ersten April zum Gefreiten und am ersten Juli zum Unteroffizier. Der jüdische Einjährige ist ein außergewöhnlich gewandter Turner, hält feste Mannszucht und seiner Geschühbedienung ist die beste in der Batterie. Sein Hauptmann, später Major in einem Garderegiment, war ein gerechter Mann und ließ ihn Unteroffizier werden. Aber den Aspirantenunterricht hat dieser Einjährige nur pro forma einmal besucht; dann tauchte er ins Dunkel unter.

Die Angabe, daß diese Dinge alltäglich seien, würde groß übertreiben. Jeder Gerechte wird zwischen Mißgriffen und der Norm unterscheiden. Wo so viele junge Menschen Befehlsgewalt haben, kann nicht immer ganz korrekt zugehen. Man bedenke aber, was der Einzelne empfindet, dem ein Erlebnis dieser Art die Dienstzeit trübt: und man wird finden, daß auch die schlimme und schädliche Ausnahme verhindert werden muß. Mit jedem irgendwie erreichbaren Mittel.

Wie ist solchen Uebelständen vorzubeugen? Man lege den Aspirantenunterricht nicht in die Hände eines jungen, unerfahrenen Offiziers, der vielleicht auch noch mit gesellschaftlichen Vorurtheilen vollgepfropft ist. Aus den Leistungen eines Herrn, der sein Menschenmaterial nicht abzuwägen vermag, kann nichts Gutes für die Armee herauskommen. Im Lauf des einen Dienstjahres sollen zunächst die militärischen und moralischen Eigenschaften der Einjährigen gewerthet und danach Offizier- und Unteroffizieraspiranten von einander geschieden werden. Aber die Scheidung beginnt bei manchen Regimentern schon gleich nach dem Eintritt. Als Maßstab für die Werthung dient dann die gesellschaftliche Stellung des Vaters und die Aussicht des Einjährigen auf eine „Carriere“. Werthvolle Kräfte gehen auf diesem Weg der Armee verloren, eine große Zahl brauchbarer Anwärter wird verärgert und drückt sich nach der Dienstzeit auf die eine oder andere Art von den Uebungen. Mancher junge Offizier steht hinter fünfundsiebenzig Prozent der Einjährigen, die er unterrichtet, im Lebensalter, hinter fünfzig in der Allgemeinbildung zurück. Man beauftrage mit dem Unterricht einen mit genügender Lebenserfahrung und Menschenkenntniß ausgerüsteten älteren Offizier, der aufrichtigen Willen mit strenger Gerechtigkeit eint. Damit würde die Brauchbarkeit des Reserveoffiziercorps für den Kriegsfall erhöht.

Der Gesellschaftslöwe, der eine gut gebügelte Hose und ein Monocle mit Anstand zu tragen weiß, der mit gigerhaften Muskeln sein Schlachtschwert rassend durch die Straßen zu schleppen und einer Batterie Sekt mit Berbe den Hals zu brechen versteht, wiegt gerade bei der Spezialtruppe, wenn es heißt, im männermordenden Kampf seine Waffe mit Klugheit und Verständniß zu führen, federleicht gegen den Fachmann, der mit kühlem Herzen und berechnenden Verstand die Funktion seiner Maschine bis zum letzten Athemzug zu überwachen, zu regeln und bis zur höchsten Leistungsfähigkeit auszunützen weiß. *.*

MURATTI *Cigarettes* *Manchester*



Einheitspreis für
Damen und Herren M. 12.50
Luxus-Ausführung M. 16.50
Fordern Sie Musterbuch H.

Salamander

Schuhges. m. b. H., Berlin

Zentrale:
Berlin W 8, Friedrichstr. 182



DIE FÜHRENDE KUNSTZEITSCHRIFT



DAS SOBLEN ER-
SCHIEBENE
OKTOBER - HEFT

bietet in 125 Abbild.
und Kunstbeilagen

MALEREI VON
ANGELO JANK
FERDINAND HODLER
CARL SCHUCH
MÜNCHNER SECES-
SIONS-AUSSTEL-
LUNG SCHWEIZER
KÜNSTLER ufw

PLASTIK VON
BERNH. HOETGER
ULFERT JANSEN
AD. AMBERO
MICH. POWOLNY

KRÄFTIGER FLIK
HERM. MUTHESIUS
EMANUEL v. SEIDL
BIO A. CAMPBELL
EDW. E. LUYENS
H. ZÜRCHER

**BILDNIS-PHOTO-
GRAPHIE** VON
FRANK E. SMITH

KUNSTGEWERBE
Silberarbeiten, Porze-
llan-, Keramik, Sticker-
eien, Leder-Arbeiten,
Küchlerpappen, Spiel-
zeug ufw.

TEXTBEITRÄGE
HANS THOMA
FRANZ SERVAIS
E. v. BRINCKMANN
WILH. MICHEL u. a.

DEUTSCHE KUNST UND DEKORATION

WOHNUNGSKUNST
MALEREI · PLASTIK
ARCHITEKTUR · GÄRTEN
KÜNSTLERISCHE · FRAUEN-
ARBEITEN

HERAUSGEBER
HOFRAT ALEXANDER KOCH
DARMSTADT.

IV JAHRG.

HEFT **I**

INSGESAMT 125 meist ganzseitige Abbild., mehrere Farb- u. Sepiaton-Beilagen.
VORKATTO IN ALLEN BUCHHANDLUNGEN.

PREIS **2.-**
Abonnement

GEGEN 30 PF.-FREIMARKE verlan-
den wir kollektiv an jeden Kunstfreund
das Miniatur-Heft 1911 mit 22 Illust.

EINZEL-
PREIS **2.50**
pro Heft

VERLAGS-ANSTALT ALEXANDER KOCH · DARMSTADT

Theater- und Vergnügungs-Anzeigen

Metropol-Theater.

Die Nacht von Berlin!

Große Jahresrevue in 8 Bildern v. Julius Freund. Musik von Viktor Holtländer. In Szene gesetzt v. Direktor Richard Schultze.

Thalia-Theater

Dresdenerstr. 72-73. 8 Uhr.

Polnische Wirtschaft.

Posse mit Gesang und Tanz in 3 Akten.

Chat noir

Friedrichstr. 105. Tägl. 11—2 U. na. 14.

Dir. Comp. Rud. Nelson.
Das vollständig

= neue Repertoire. =

Käte Erholz.
Johanna Cotta, Theo Körner etc.

Victoria-Café

Unter den Linden 46

Vornehmes Café der Residenz
Kalte und warme Küche.

Bilz' Sanatorium
Dresden-Radebeul

3 Ärzte
Physik diätet.
Behandlung
Gute
Weiterfolge
Prosperität frei

Bilz Nährsalz

Für Kranke und Genesende
unentbehrlich. Es bildet ge-
sundes Blut, beseitigt Nerven-
schmerzen, Krämpfe, Blässe, Aus-
sücht, Fröhen, gras. Preis:
4 Gläs. M. 4.50, 1/2 Gläs.
M. 2.50. Postlagerl. M. 1.50.
In Apotheken durch Apotheker, Drogerien, oder durch
Bilz' Sanatorium, Dresden-Radebeul.

Gebirg Herrnfeld Theater

Noch nie dagewesener Lach-Erfolg.

Das Kind der Firma

mit Anton und Donat Herrnfeld in
den Hauptrollen. Vorher:

Schmerzlose Behandlung.

Anfang 8 Uhr. Vorverkauf 11—2 Uhr.



Ausstellung NORDLAND

151 Kurfürstendamm 151

(früh. Rollschuhbahn)

Geöffnet von 10 Uhr vormittags
bis 11 Uhr nachts.

Vorführungen um 4 $\frac{1}{2}$, 6 $\frac{1}{2}$ u. 9 Uhr.

125 Polarbewohner

bei Arbeit, Sport und Spiel.

Original-Hütten und -Zelte
Hausindustrie

Berliner Eis-Palast

Ständige Eisbahn **** Lutherstraße 22—24

Geöffnet von vormittags 10 Uhr bis nachts 12 Uhr

Abend 8 Uhr: Sensationelle
Eislauf-Attraktionen u. A. „Die Original-Apachen“

10 Uhr: Das feenhafte
Eislauf-Ballett: Ein Fest zu Rheinsberg

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonparcille-Zeile 1,00 Mk.

M. Kempinski & Co.

Weingroßhandlung

Berlin W., Leipzigerstraße 25

Tel.-Adresse: Austernbank ↔ Fernsprecher: Amt I, 9581/88

Wir empfehlen als besonders preiswert:

Roten Bordeaux Wein

1907 er Chât. Bassalère Bassens

leichter angenehmer Tischwein per 1/1 Fl. Mark 1,-

Die Preise ermäßigen sich bei Abnahme von

25/1 Flaschen um 5 %

50/1 Flaschen um 7 1/2 %

100/1 Flaschen und darüber um . . . 10 %

Leere Flaschen und Verpackung werden bei franko Retournierung zu den berechneten Preisen zurückgenommen

Ferner:

Unsere eigenen Sectmarken infolge bedeutender Abschlüsse zu unveränderten Preisen

Niederlagen werden vergeben

▼ ▼ ▼

Unsere Abteilung für Austern und Caviar hat mit dem Versand begonnen

Lieferung für Berlin und Umgegend frei Haus, nach auswärts frei Bahnhof hier

Ausführliche Preislisten stehen zur Verfügung

☛ Zur gefälligen Beachtung! ☚

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt vom

Xenien-Verlag in Leipzig

über **neue Veröffentlichungen** dieses bekannten Verlages bei, worauf wir unsere Leser besonders aufmerksam machen.


Theater- und Vergnügungs-Anzeigen



Oktober-Spielplan
Napierkowska

Tänzerin von der Grossen Oper Paris
Antonet u. Grock | **Rosina Casselli**
 die Urkomischen | Dress. Miniat.-Hunde
 und die von

Publikum und Presse glänzend beurteilten


ATTRAKTIONEN.
„Moulin rouge“

Jägerstrasse 63a

Täglich Reunions.

Ballhaus „Fledermaus“, Hamburg.



Kleines Theater.

Abend 8 Uhr:

PAPA.
Zirkus Busch.

Beginn 7½ Uhr abends:

u. s.

 Verführung der beiden
 Menschen-Affen 
„Max u. Moritz“

 aus Herrn Carl Hagenbecks Tierpark
 Stellingen.

**Ein Jagdfest am
 Hofe Ludwigs XIV.**
Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

Metropol-Palast

Behrenstrasse 53/54

Palais de danse | **Pavillon Mascotte**

Täglich:

Reunion

Prachtrestaurant

:: Die ganze Nacht geöffnet ::

Metropol-Konzerthaus

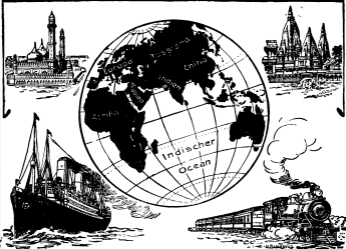
Täglich populäre Konzerte der ersten Militärkapellen Berlins

Anfang 6 Uhr. Eintritt 50 Pf. Garderobe frei. Ende 12½ Uhr.


**Internationale
 Automobil-
 Ausstellung**
 Ausstellungshallen
 am Zoo 12-22 Uhr 10 8 Uhr
 Berlin 1911.

 Ausstellungsgesellschaft
 in allen durch Plakate
 kenntlich in Verkaufsstellen zu haben

Reisen um die Welt



mit dem Doppelschrauben-Postdampfer
„Cleveland“.

Erste Reise. Abfahrt von Villafranka am 3. November 1911. Besucht werden die Häfen: Port Said (drei Tage Ägypten, Kairo, Pyramiden), Suez, Bombay (siebzehntägige Durchquerung Indiens mit seinen Wundern, Besuch Agra, Delhi), Colombo (paradiesische Tropenpracht), Calcutta (Himalaya), Rangoon, Singapore, Batavia (Wunderland Java), Manila, Hongkong (das archaische Canton, Macao), Nagasaki (vierzehntägiger Aufenthalt im buntbelebten Japan), Kobe (alte Residenz Kioto), Yokohama (Residenz Tokio und Tempelstadt Nikko), Honolulu und San Francisco. Bahnfahrt von San Francisco nach Newyork. Rückfahrt von Newyork nach Plymouth, Cherbourg oder Hamburg mit beliebigem Dampfer der Hamburg-Amerika Linie. Reisedauer von Villafranka bis Hamburg ungefähr 3½ Monate. Fahrpreise von Mk. 3200.— an aufwärts, einschließlich der hauptsächlichsten Landausflüge, Durchquerung Indiens usw.

Zweite Reise. Abfahrt von Hamburg Anfang Januar 1912 mit einem beliebigen Dampfer der Hamburg-Amerika Linie nach Newyork. Bahnfahrt von Newyork nach San Francisco. Abfahrt von San Francisco am 6. Februar 1912. Besucht werden die Häfen der ersten Weltreise in umgekehrter Richtung bis Neapel, von dort Weiterfahrt über Gibraltar, Southampton nach Hamburg. Reisedauer von Hamburg bis Hamburg ungefähr 4 Monate. Fahrpreise von Mk. 3200.— an aufwärts, einschließlich der hauptsächlichsten Landausflüge, wie bei der ersten Reise.

Alles Nähere enthalten die Prospekte.

Hamburg-Amerika Linie, Abteilung **Hamburg.**
Wergügungswesen.

FOSCO
Erfrischendes alkoholfreies
Cacao-Getränk
wird mit Milch u. Mineralwasser getrunken
Ohne jede Concurrenz Überall erhältlich
Alleinige Fabrikanten F. KORFF & C.
Amsterdam Berlin 34/35



≡ EIS - ARENA ≡

Täglich für Schlittschuhläufer und Zuschauer ab 10 Uhr vorm. geöffnet.

Nachmittags von 1/2 1 bis 1/2 8 Uhr:

MILITÄR-KONZERT

abwechselnd die Kapellen des 2. Garde-Brigaden-Regts, Kaiserin Alexandra v. Russland, 3. Garde-Feldartillerie-Regiments und Regiments Garde de Corps.

Um 1/2 6 Uhr: Produktionen der engagierten Holokräfte.
Abends: Das prunkvolle Eis-Ballett

MONTREAL

Die Stadt auf Schlittschuhen.

Lichtertänze, Ränderreigen, Apacheotänze, Fußballspiele etc.
Kapelle Einödshofer unter persönlicher Leitung Julius Einödshofers.

==== **Erstklassige Restauration bis 1 Uhr nachts.** =====

Bis 6 Uhr und nach 10⁰⁰/₄ Uhr halbe Kassenpreise.

Licht- spiele

Mozartsaal

Nönnenuofriplatz

Wöchentlich neuer Spielplan

Täglich geöffnet ab 6 Uhr, Sonntags ab 3 Uhr

Eintritt jederzeit :: :: Programm und Garderobe frei :: :: Ende 11 Uhr

Völlig neubearbeitet erscheint in vierter Auflage:

Brehms Tierleben

Unter Mitarbeit hervorragender Zoologen herausgegeben von
Professor Dr. Otto zur Straffen

Mit über 2000 Abbildungen im Text und auf mehr als 500 Tafeln in
 Farbendruck, Kupferätzung und Holzschnitt sowie 13 Karten

13 Bände in Halbleder gebunden zu je 12 Mark

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien

Apulejus von Madaura Der Goldne Esel

unverkürzte Rodesche Ausg. Mit 16 Illustr.
 Eleg. brosch. 4,50 M. Eleg. geb. 5,50 M.
 Humoristisch-satirischer Roman geg. zügellose Sitten, Hagelwahn, Schwärmerd, Aberglaube u. Priestertrug damal. Zeit. Der bunte Wechsel der oft sehr vorfänglichen Episoden, d. merkwürd. Situation, u. kulturhistorisch reichev. Schilderung, antiken Lebens bieten ein getreues Bild d. sittlich. Korruption in d. römisch. Kaiserzeit. Eingeführt ist d. Episode v. Amor u. Psyche. Ausführl. Verzeichn. alt. kultur- u. sitten-geschichtl. Werke gratis franko.

H. Sarsdorf, Berlin W. 30,
 Aschaffenburgstr. 10 I.

Journalisten-Hochschule

Berlin W. 35.

Vorlesungen und Übungen für Herren und Damen. Lehrplan umsonst. Das Sekretariat.

≡ Liebesglut. ≡

Ein Buch, das Aufsehen erregt und jeden Leser in febrilhafte Spannung versetzt.
 1,20 M. vorher oder Nachnahme.

Nur zu beziehen durch:

Carl Werner, Oranienburg 38, Berlinerstr. 11.

Bei Haarsorgen

verwenden Sie

Sebalds Haartinktur



altbekanntes Haarpflegemittel gegen jeglichen Haarzustand, gemüsst We traf infolge ihrer Wirkung. 1/2 Flasche Mk. 2,50, 1/1 Mk. 5.— zu haben in allen einsch. zigigen Geschäften, direkt durch

SCHUTZMARKE

Joh. André Sebald, Hilde sheim.

Italien - Tripolis Frankreich - Marokko

In gegenwärtiger Zeit seien
 :: empfohlen: ::

Italien von Heute von J.

Zacher, weiland römischer Korrespondent der Frankfurter Zeitung. Gebunden M. 5,80.

Frankreich Land und Staat

von J. Haas, Professor an der Universität Tübingen. ca. 700 S. M. 4,20.

Aus Ost und Süd. Wand-

erungen und Stimmungen von Generalleutnant z. D. v. Hoffmeister. Mit 62 Abbildungen. Hierin selten schöne Schilderung einer Winterreise nach Tripolis, Tunesien und Sizilien.

Durch jede gute Buchhandlung, sonst

:: durch den Verlag: ::

**Carl Winter's Universitäts-
 Buchhandlung**

Heidelberg, Lutherstrasse 59.

Hôtel Hamburger Hof Hamburg



— Jungfernstieg —

Gänzlich renoviert.

Schönste Lage am Alsterbassin.

Ruhigstes Haus.

Zimmer von Mark 5.— an
inclusive Frühstück, Bedienung
und Licht.

Telefon in den Zimmern.

Sanatorium Buchheide Finkenwalde b. Stettin

für Nervenkranken, speziell Entziehungskuren: Morphinum, Alkohol, Cocain etc.

Pensionspreis 6—12 Mark täglich.
Leitender Arzt: Dr. Golla.

Schockethal bei
cassel
Physikal.-diät. Heilanst. m. modern.
Einrichtg. Gr. Erfolg. Entzick. gesch.
Lag. Wintersp. Jagdgelegenh. Prosp.
Tel. 1161 Amt Cassel. Dr. Schaumlöffel

Zwanglose
Alkohol - Entwöhnung
Wald- und Landaufenthalt, Jagd.
Rittergut Nimbsch b. Sagan, Schleg.
Prosp. frei. Arzt im Hause.

Weraiche
England frauen
lassen will.
ziehe im eigenen Interesse
zuor. Aushunft ein vom
Reisebureau Arnheim, Hamburg L.
Spec. Bureau f. England-Reisen.

**Dr. Möller's
Sanatorium**
Dresden-Loschwitz.

**Diätet. Kuren
nach Schroth**

Herrliche Lage.
**Wirks. Heilverf.
i. chron. Krankh.**
Prosp. u. Brosch. frei.

Waldsanatorium Dr. Kauffe

Zehlendorf-Berlin Wannesebahn

Beschränkte Krankenzahl • Persönliche Leitung der Kur

Westerland
26 000 Besucher
Familienbad

Sylt

Modernes Warmbadhaus mit grossem, modernem Inhalatorium, Luft- und Sonnenbad. Beliebtestes Nordseebad mit stärkstem Wellenschlag. Meilenlanger, staubfreier Strand. Grossartige Dünenlandschaften. **Prospekte kostenlos** durch die **Städtische Badeverwaltung Westerland** und durch alle Reisebüros u. Eisenbahnauskunftstellen.

Herz-Stiefel

mit dem Herz auf der Sohle

befriedigen die verwöhnlichsten Ansprüche an
NEU Special-Stiefel } zu Herren u. Damen / 16.50

Erkennlich an dem **HERZ Special** Zeichen auf die Sohle

Wildunger Helenenquelle

wird seit Jahrzehnten mit grossen Erfolge zur *Haustrinkkur* bei Nierengries, Gicht, Stein, Eiweiss und anderen Nieren- und Blasenleiden verwandt. Nach den neuesten Forschungen ist sie auch dem Zuckerkranken zur Ersetzung seines täglichen Kollverlustes an erster Stelle zu empfehlen. — Für angehende Mütter und Kinder in der Entwicklung ist sie für den Knochenaufbau von hoher Bedeutung.

● 1910 = 12,611 Badegäste und 1,774,412 Flaschenversand. ●

Man verlange neueste Literatur portofrei von den
Fürstl. Wildunger Mineralquellen, Bad Wildungen 4.

Cinzano-Torino

Der echte Toriner-Dejmouth-Wein

Aus altem weissen Asti
 Magenstärkend u. appetitanregend

Cinzano-Torino ist kalt zu trinken

:: :: Ueberall erhältlich :: ::

Bureaux für Deutschland Berlin W. 30

Grand Marnier

Besteht aus franz. Cognacs grande fine Champ.

• Edelster Liqueur aller Nationen •

Bureaux für Deutschland Berlin W. 30

Grunewald.

Sonntag, den 22. Oktober,
nachmittags 1 $\frac{1}{2}$ Uhr,

7 Rennen;

u. a.

Festa-Rennen

(Preise 13 000 M.)

Oppenheim-Memorial

(Preise 30 000 M.)

Preise der Plätze:

Logen: 1. Reihe 15 M., 2. Reihe 14 M., 3. Reihe 13 M.

I. Platz: Herren 10 M., Damen 6 M., Kinder 2 M.

Sattelplatz: Herren 6 M., Damen 4 M. **II. Platz:** 3 M.,
Kinder 1 M. **Terrasse:** 2 M., Kinder 1 M. **III. Platz:**

1 M. **IV. Platz:** 0,50 M.

===== **Wagenkarte:** 10 M. =====

Vorverkauf von Rennbahnbillets, Eisenbahnfahrkarten und offiziellen Rennprogrammen im „**Verkehrsbüro, Potsdamer Platz**“ (Café Josty).

An jedem Renntage verkehren ferner Luxus- und Deckkraft-Omnibusse der Allgemeinen Berliner Omnibus-Actien-Gesellschaft zwischen Alexanderplatz, Halleschem Tor, Oranienburger Tor und Brandenburger Tor einerseits und der Rennbahn andererseits. Daneben wird ein Kraftomnibusverkehr zwischen der Rennbahn und dem Reichskanzlerplatz aufrecht erhalten.

Rennen zu Hoppegarten

Montag, den 23. Oktober, nachm. 1 $\frac{1}{2}$ Uhr

7 Rennen;

u. a.

Flieger-Rennen

(Preise 15 000 M.)

Steher-Handicap

(Preise 15 000 M.)

Mittwoch, den 25. Oktober, nachm. 1 $\frac{1}{2}$ Uhr

7 Rennen;

u. a.

Nuage-Rennen

(Preise 13 000 M.)

Preise der Plätze:

Ein Logenplatz I. Reihe	Mk. 10,—
do. II. „	„ 9,—
Ein 1. Platz Herren	„ 9,—
do. Damen	„ 6,—
Ein Sattelplatz Herren	„ 6,—
do. Damen	„ 4,—
Sattelplatz Damen und Herren	„ 3,—
Ein dritter Platz	„ 1,—

Auszug aus dem Prospekt.

Nom. M. 250 000.— neue, auf den Inhaber lautende

Stamm-Aktien

der

Gustav Genschow & Co. Aktiengesellschaft, Berlin,

No. 1501—1750, 250 Stück, jedes zu M. 1000.—.

Die **Gesellschaft** wurde im Jahre 1917 mit dem Sitze in **Berlin** gegründet und befasst sich mit der Fabrikation von Krieger- und Friedens Munitionen aller Art, sowie dem Export- und Exportvertrieb von Kriegs-, Jagd- und Luxuswaffen.

In Osn. Durlach und Lütlich bestehen Zweigniederlassungen, während in Hamburg eine Exportfiliale unter der Firma **Adolf Frank, Export G. m. b. H.**, betrieben wird, die in der Bilanz mit M. 250 000.— figurirt.

Das **Grundkapital** betrug bei der Gründung M. 1250 000.— und wurde im Jahre 1908 um M. 150 000.—, im Jahre 1909 um M. 100 000.— nom. erhöht. — Im Jahre 1910 wurde eine weitere Erhöhung von M. 550 000.— beschlossen, und zwar um M. 250 000.— nom. auf den Inhaber lautende gleichberechtigte Stamm-Aktien und um M. 300 000.— nom. auf die in der Bilanz mit M. 250 000.— figurirt.

Der Erlös aus der Begebung der M. 250 000 Stamm-Aktien diente zur Beschaffung der Mittel für den Ankauf und Weiterbetrieb der Firma **Adolf Frank, Hamburg**, während der Erlös aus der Emission der M. 300 000 Vorzugs-Aktien zur Ablösung der Hypotheken im Betrage von M. 300 000.— verwendet wurde.

An **Dividenden** wurden gezahlt: 1908 13% auf M. 1250 000.—, 1909 10% auf M. 1500 000.— und 1910 10% auf M. 1750 000.— Stamm-Aktien und 4½% p. r. t. ab 1. Juli 1910 auf M. 300 000.— Vorzugs-Aktion.

Der Reingewinn betrug im Jahre 1910 inkl. M. 35530.03 Vortrag aus 1909 **M. 317 06.13**, wovon 10% Dividende auf die Stamm-Aktien, 4½% p. r. t. auf die Vorzugs-Aktien verteilt und 5% dem Reservefonds II zugeführt, während auf neue Rechnung der Betrag von **M. 88 885.89** vorgetragen wurde. (Der Gesamt-Reservefonds betrug am 31. Dezember 1910 M. 395 187.31.)

Der Grundbesitz der Gesellschaft umfasst ein Areal von über 86 200 qm, wovon über 17 600 qm bebaut sind.

Der Gewinn der der Gesellschaft allein gehörenden Exportfirma **Adolf Frank, Export G. m. b. H.**, betrug im Jahre 1910 M. 64 762.15.

Die Gesellschaft ist Mitglied der Deutsch-Oesterreichischen und Internationalen Munitions-Konventionen, welche sich jährlich erneuern.

Das laufende Geschäftsjahr hat sich in den verfloßenen 9 Monaten günstig gestaltet und weisen die Umsätze eine Steigerung auf, so dass, falls keine unvorhergesehenen Ereignisse eintreten, ein befriedigendes Jahres-Resultat zu erwarten ist.

Berlin, im Oktober 1911.

Gustav Genschow & Co. Aktiengesellschaft.

G. Genschow.

W. Seebach.

Auf Grund des bei uns erhältlichen Prospertes sind

Nom. M. 250 000.— Aktien

der

Gustav Genschow & Co. Aktiengesellschaft, Berlin,

No. 1501—1750, 250 Stück, jedes zu M. 1000.—

zum Handel und zur Notiz an der Berliner Börse zugelassen werden.

Berlin, im Oktober 1911.

C. Schlesinger-Trier & Co.

Commanditgesellschaft auf Aktien.

Warum, mein Lieber, bist du verschnupft?



Wir kann so was gar nicht passieren. Erstens hab ich ein brillantes Vorbeugungsmittel, und zweitens weiß ich mir schnell zu helfen, wenn sich doch mal so eine Erkältung einmischen will: ich nehme stets Kay's



ächte Sodener Mineral-Pastillen. Soweit ein Schnupfen den Hals und die Bronchien in Mitleidenschaft zieht, soweit werden meine Sodener auch schnell und sicher mit ihm fertig. Drum folge meinem



Rat: Kauf dir in der Apotheke oder Drogerie eine Schachtel Sodener für 85 Pfg., gib aber acht, daß du keine Nachahmungen erhältst.

OPEL

Rüsselsheim ^aM
Nähmaschinen
Fahrräder
Motorwagen

Man verlange Preisliste.

Privat-Schule.

Reform-Gymnasium Zürich

übernimmt die

Vorbereitung von Erwachsenen (auch Damen) fürs Abitur in der Schweiz und in Deutschland, ferner die Vorbereitung fürs Züricher Polytechnikum. Bewegliche Klassen, moderner wissenschaftlicher Unterricht.

Jährlich zirka 40 Abiturienten.



Continental

bester

Pneumatic



Auskunftei PREISS-BERLIN 75 Leipziger Strasse 107 G.
Nähe Friedrichs'r. Tel. 1,3571.

Beobachtungen, Ermittlungen in allen Vertrauenssachen.
Heirats-Auskünfte über Vorleben, Lebensweise, Ruf,
Charakter, Vermögen, Einkommen,
Gesundheit etc. von Personen an
allen Plätzen der Erde. Diskrete Geschäfts-Credit-Auskünfte
einzeln und im Abonnement. Grösste Inanspruchnahme.

Beste Bedienung bei solidem Honorar

Scharmützelsee-Sanatorium

... 1 Stunde von Berlin ...

Kuranstalt für die gesamte physikalisch-diätetische Therapie.

==== Radium-, Bade- und Trinkkuren. ====

Licht-, Luft- und Sonnenbäder.

Ruder-, Segel-, Schwimm- und Angelsport.

Bahnstation: Saarow-Pieskow bei
Fürstenwalde. :: :: ::
Telephon Fürstenwalde 397. ::
Post: Saarow i. Mark. :: :: ::



Dr. HERGENS.

Prospekte gratis und franko.

D. R. P. Patente aller Kulturstaaten.
Damen, die sich im Korsett unbequem fühlen, sich aber
elegant, modgerecht und doch absolut gesund kleiden
wollen, tragen „Kalasiris“. Sofortiges Wohlbefinden,
Grösste Leichtigkeit u. Bequemlichkeit. Kein Hochrücken,
Verstügl. Halt im Rücken. Nahtl. Geradenhalter. Völlig
freie Atmung und Bewegung. Elegante, schlanke Figur.
Für jeden Sport geeignet. Für leidende und korpulente
Damen Special-Façons. Illustr. Broschüre und Auskunft
kostenlos von „Kalasiris“ G. m. b. H., Bonn 3

Fabrik und Verkaufsstelle: Bonn a. Rhein. Fernsprecher Nr. 313.

Kalasiris-Spezialgeschäft: Frankfurt a. M. Grosse Boekenheimerstr. 17. Fernspr. Nr. 9154

Kalasiris-Spezialgeschäft: Berlin W. 62, Kleiststr. 25. Fernsprecher S.A. 10173.

Kalasiris-Spezialgeschäft: Berlin SW. 9, Leipzigerstr. 71/72, Fernsprecher L. 8300.

Herrliche echte Strausfedern bringt das Strausfedererwählhaus

Hermann Hesse, Dresden, Scheffelstrasse 25/27,

zum Verkauf. Meine Riesens-
Ein- und Vielfache — Jahr ich
über 30000 Sendungen — un-
vergleichlichen meine billigen
Preise. Von 15 cm breite
Federn kosten 40 cm lg. 1 M.,
42 cm lg. 2 M., 45 cm lg. 3 M.,
51 cm lg. 4 M., ca. 18 cm breit
6 u. 8 M., 20 cm breit 10 M.,
25 cm breit 20 M., 30 cm breit
30 M. **Stolen** von **Marabu**
2 m lg. 4fach 5 M., 8,50, 12.—
aus den kurzen **Strauss-**



federn gefertigte Stolen, 8,50,
11.—. Versand einzelner Federn
in Briefkästchen mit nur 20 g
Porto. Auswahlsendungen, Jed.
Sendung liegt reich illustrierte
Preisliste bei. Anerkennungen
v n Fürstlichkeiten und hohen
Herrschaften. Notieren Sie bitte:
die Federn für meinen neuen
Hut kau' ich nirgends vor-
teilhafter als bei dem

Strausfedererwählhaus
Hesse,
Dresden.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir,
zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vor-
schlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in
Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand
21 22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee.

Kronenberg & Co., Bankgeschäft.

Berlin NW. 7, Charlottenstr. 42. Telefon Amt I, No. 1408, 9925, 2940.

Telegramm-Adresse: Kronenbank Berlin bzw. Berlin-Börse.

Besorgung aller bankgeschäftlichen Transaktionen.

Spezialabteilung für den An- und Verkauf von Aktien, Börsentellen und Obligationen der Holz-, Kohlen-, Erz- und Gellindustrie, sowie Renten ohne Hörsennotiz.

An- und Verkauf von Effekten per Kasse, auf Zeit und auf Prämie.

von Tresckow

Königl. Kriminalkommissar a. D.

Zuverlässigste vertraul. Ermittlungen und Beobachtungen jeder Art.

Berlin W. 9. Tel.: Amt VI, No. 6051. Potsdamerstr. 134 a.

NATÜRLICHES



KARLSBADER

SPRUDELSALZ

SALZ

ist das allein echte Karlsbader

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.

Schriftstellern

bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur Veröffentlichung gut. Arbeiten in Buchform. Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig 101.

Schlussfolgerungen

oft nützlichster Art für Sie, sowie den Charakter entrollt (wesentl. n. d. Handschr.) nach sinnensw. streng wissenschaftl. Methode. : Prosp. frei z. Verfügg. **W. G. Ludwig, Leipzig I, P.-Lagerkart. 345** (Psycholog. Schriftsteller, akad. geb.).

Aufklärung

Professoren und Berzle verwenden und empfehlen nur unsere patentierte

Hygienische Erfindung.

Verlangen Sie gratis Prospekt!

Chemische Fabrik „Bassovia“, Wiesbaden 30.

Inkognitus. 20 Jahre Menschen-

studium bestit. den Salz: in eines jeden Menschen Brust sind Rüssel u. Abgründe, die eines Tages überraschen können usw. Siehe Prospekt über die Briefl. Seelen- u. Charakter-Analysen usw. nach Handschriften. Honorar f. Beurteilung siehe vorher Gratisprospekt. Nur für Menschen von nobler Denkungsart. Keine „Deuterei“, keine Nachnahme. Noblesse oblige. Schriftsteller u. Psychologe P. Paul Liebe, Augsburg i. X. Fach.

Bade- und Luft-Kurort „Zackental“

Tel. 27. (Camphausen) Tel. 27.

Bahnlinie: Warmbrunn - Schreiberhau.

Petersdorf im Riesengebirge

(Hahustation)

Sanatorium

Erholungsheim

Hötel

Nach allen Krankheitsarten der Neuzeit eingerichtet. Wunderschöne, windgeschützte, neuhofreie Höhenlage. Zentrale der schönsten Ausflüge.

Spec.: Herz- u. Nervenleiden

Arterienverkalkung, Neurasth., Reconval., Zustimml., Luftbad, Leistungsgapp., alle electr. u. Wasseranwendungen.

Im Erholungsheim u. Hotel Zimmer mit Frühstück incl. electr. Beleuchtung, M. A., täglich. Näheres Sanatorium Zackental.

Insertaten-Annahme für „Die Zukunft“ durch **Alfred Weiner** Anzeigenverwaltung

Berlin SW. 68, Friedrichstrasse 207, Fernspr. 1, 8710
— sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditoren —



Henkell Trocken